

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **26 (1948-1949)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VÖLKERRECHTLICHE FRAGEN

Recht oder Macht?

Von Dr. iur. Kurt Furgler.

«Wer am Staate in irgendeiner Form eine Mitverantwortung trägt . . . kann sich der Frage, wie der Staat sich zu andern Staaten und zum Kriege im besondern zu stellen habe, nicht entziehen.» (Max Huber, Glaube und Kirche, S. 277/78, Atlantis-Verlag, Zürich.)

Diese Worte eines Schweizers, der sein ganzes Leben in den Dienst friedlicher Verständigung unter den Völkern gestellt hat, entheben mich einer Begründung für die folgenden Ausführungen.

Die nahezu wöchentlich einmal erscheinenden Berichte über die xte Anwendung des Vetorechtes in den Verhandlungen des Sicherheitsrates werden von den meisten Lesern mit apathischer Gleichgültigkeit hingenommen. Man hat sich bereits wieder an den Zustand gewöhnt, dass gewisse Grossmächte nicht bereit sind, aus Rücksicht auf das Wohl aller Völker auf ihre Sonderinteressen zu verzichten. Und doch stellten besorgte Völkerrechtler schon bei der Geburtsstunde der neuen Weltorganisation fest, dass dem Neugeborenen ein Geschwür anhafte, das ihm zwar nicht raschen Tod, aber doch stetes Siechtum verursachen werde, wenn die Heilkundigen sich nicht zur operativen Entfernung entschliessen. Die Diagnose war klar und bestimmt. In die Rechtssprache übersetzt, hiess es: In allen Fällen, in denen das Vetorecht Platz greifen kann, ist ein Beschluss des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen dadurch erschwert, dass die ausdrückliche Zustimmung jedes Einzelnen der Grossen Fünf zu einem Beschluss gefordert wird. Enthält sich also ein ständiges Mitglied des Sicherheitsrates der Stimme, oder ist es an der Tagung nicht vertreten, so genügt dies, um jede Beschlussfassung in allen wesentlichen Fragen zu verunmöglichen. Die medizinische Feststellung bewahrheitete sich bis heute. Zwar ist die UNO nicht tot, aber in allen entscheidenden Punkten wirkt sich die Krankheit des Sicherheitsrates lähmend aus. Diese zur Genüge bekannte Tatsache weist auf eine Hauptfrage des Völkerrechtes hin: Wie steht es mit der *Gleichberechtigung* der Staaten? Art. 2 der Charta erklärt: «Die Organisation beruht auf dem Grundsatz der souveränen Gleichheit aller ihrer Mitglieder.» — Wie verträgt sich dieser Verfassungssatz mit der soeben geschilderten, durch die gleiche Satzung statuierten Verschiedenheit, zum Beispiel in bezug auf das Vetorecht? In San Francisco wurde das Prinzip der

Staatengleichheit von allen Nationen ohne Widerspruch als eine Hauptgrundlage des neuen Bundes akzeptiert. Als dann, gestützt auf die Ergebnisse der Konferenz von Jalta, die Vetoformel zur Diskussion stand, da forderte der australische Außenminister Evatt, dass in sämtlichen Anwendungsfällen der Bestimmungen über das friedliche Streitverfahren das Vetorecht der Grossen Fünf nicht Platz greifen dürfe. Die Anhänger des Vetorechtes entgegneten, die enge Zusammenarbeit der Grossmächte sei eine *conditio sine qua non* der Wirksamkeit des neuen Bundes und zugleich das beste Mittel zum Schutze der kleinen Staaten. Der amerikanische Delegierte erklärte, das Vetorecht würde niemals «mutwillig» benutzt werden, was in bezug auf sein Land bis heute noch stimmt. Sowjetrussland prophezeite, dass das Vetorecht «selten» angewandt werde, eine Aeusserung, die scheinbar in Vergessenheit geriet. Es ist sinnlos, heute über die in San Francisco begangenen Fehler zu lamentieren. Wir dürfen nicht übersehen, dass die Welt damals noch viel stärker als heute unter dem Einfluss der gelebten und nicht nur besprochenen, ehrlichen Zusammenarbeit zwischen den Grossmächten stand und demzufolge hoffte, es werde — endlich — auch in Zukunft so bleiben.

Dass dem nicht so ist, beweist uns erneut, dass juristische Konstruktionen allein der Welt den Frieden nicht geben können. Theoretisch hätte nämlich im Falle der Kollision zwischen dem Artikel über das Veto und dem Grundsatz der Staatengleichheit auf das Prinzip der *égalité* als tragende Säule des neuen Völkerbaues zurückgegriffen werden müssen. Doch niemand spricht davon. Der Rechtssatz auf dem Papier bleibt tot, wenn nicht der Geist der verantwortlichen Menschen ihn lebendig macht. Die Gegenwart zeigt, dass das Verhältnis der Staaten zueinander wesentlich durch Machtfaktoren bestimmt wird. Der Name «Mächte» für Staaten ist mehr als nur Symbol. Da kein Weltstaat besteht — und nie bestehen wird, weil er den natürlichen Gegebenheiten widerspricht —, ist der Wille zur Zusammenarbeit für die Fortbildung und Verwirklichung des Völkerrechtes entscheidend. Hier offenbart sich der fundamentale Unterschied zur innerstaatlichen Rechtsordnung in seiner ganzen Tragweite. Im Staate ist die Einordnung der Einzelnen ohne weiteres gegeben. Auch ohne das freiwillige Ja des Individuums muss es sich der bestehenden Rechtsordnung unterziehen. Tut es der Mensch nicht willig, so ergreift die wohlorganisierte Gemeinschaft, vertreten durch die staatlichen Organe, denen sie die Macht übertragen hat, Gewalt und zwingt den Rechtsbrecher. Viel primitiver löst sich der analoge Fall im zwischenstaatlichen Leben. Unterzieht sich ein Staat nicht freiwillig dem Urteil eines internationalen Gerichtes, verletzt er das Recht eines Nachbarstaates und ist nicht bereit, den Schaden zu vergüten, so wird er dafür völkerrechtlich verantwortlich. Erfüllt er jedoch seine Reparationspflicht nicht aus eigenem Antrieb, so kann er dazu nicht gezwungen werden; es sei denn, der betroffene Staat brauche Gewalt. Leider ist zudem das Fehlen eines Krieges noch lange kein Beweis dafür, dass die Verhältnisse normal und gerecht sind. Vielleicht fragt nun mancher: Aber wenn doch kein Staat zur tatsächlichen Befolgung des Völkerrechtes gezwungen werden kann, ist es dann richtig, überhaupt noch von Recht zu sprechen? Haben wir es nicht mit einer blossen Fiktion zu tun? — Die sorgfältige Beantwortung dieser Frage würde die Besprechung einer rechtsphilosophischen Streitfrage erfordern: Ist die Erzwingbarkeit Wesenselement des Rechtes? Weil das den Rahmen eines solchen Aufsatzes sprengte, möge man mir die Feststellung gestatten: die überwältigende Mehrheit in Doktrin und Praxis anerkennt den Rechtscharakter der zwischenstaatlichen Normen. Das

Völkerrecht zieht seine verpflichtende Kraft nicht allein aus den Verträgen, die zwischen den Staaten geschlossen werden. Solche Verträge bilden nur eine der drei Rechtsquellen. Daneben haben die gewohnheitsrechtlichen Normen und die allgemeinen Rechtsgrundsätze für alle Staaten Geltungskraft. Es wäre irrig, zu glauben, dass durch seine Willenserklärung ein Staat sich von einem allgemeinen Rechtsgrundsatz dispensieren könne. Keiner Nation ist es erlaubt, sich vom Völkerrecht zu befreien, da dieses gleichsam durch die Autorität der ganzen Welt eingesetzt worden ist. Die rein positivistische Lehre, der Staat sei einzige Quelle des Rechtes, er stipuliere und stelle gleichzeitig über den Stipulationen, ist längst überholt. Am deutlichsten zeigt sich diese Wahrheit bei den allgemeinen Rechtsgrundsätzen, welche das für alle Völker verbindlich ausdrücken, was die natürliche Vernunft in die Nationen gelegt hat. Der Grundsatz «pacta sunt servanda»: man verhandelt zwar frei, bleibt aber an das einmal Vereinbarte gebunden, ist, entgegen der häufig vertretenen Meinung, nicht Fundament des internationalen Rechtes, sondern nur eine Hauptregel, die wir mit der natürlichen Vernunft erkennen und die ebenso sehr auf die Beziehungen von Mensch zu Mensch, als auch der gesellschaftlichen Gruppen untereinander anwendbar ist. Sie hat Geltungskraft im Zivilrecht, im öffentlichen Recht der einzelnen Staaten und im internationalen Recht.

Wir gelangten zu diesen Kernproblemen des Völkerrechtes, als wir betrübt feststellten, dass die im Völkerrecht immer wieder ausgedrückte Rechtsgleichheit zur tatsächlichen Machtverschiedenheit zwischen Gross- und Kleinstaaten nur schlecht passe, zumal die grossen Mächte ja doch nicht gezwungen werden könnten, die bestehenden völkerrechtlichen Normen auch tatsächlich auszuführen. Die Polarität von *Recht und Macht* wird in der Völkergemeinschaft immer bestehen, aber sie wird, weil naturgegeben, den Völkerfrieden nicht verhindern können, wenn die Staaten sich bereit finden, für diese Gemeinschaft — die erhabene Idee des totus orbis — Einschränkungen in der Ausübung ihrer Souveränitätsrechte auf sich zu nehmen. Da ein Staat Bestandteil der ganzen Welt ist, ist jeder Krieg, auch wenn er einem bestimmten Staate nützt, der Gesamtheit aller Staaten jedoch schadet, ungerecht. So wie das Staatsrecht von der Idee des Gemeinwohls geleitet wird, so muss auch im internationalen Recht dem Wohl der Völkergemeinschaft, die als moralische Einheit aufgefasst werden kann, der Vorrang vor den nationalen Sonderinteressen zukommen. Geschieht das, so wird, trotz der mangelnden Erzwingbarkeit des Völkerrechts, die Polarität zwischen Rechtsgleichheit und Machtverschiedenheit der Staaten den Fortschritt auf dem Wege friedlicher Verständigung nicht aufhalten. Doch nun zurück zur angetönten Krise in den heutigen internationalen Beziehungen:

Warum befinden sich die Vereinten Nationen in dieser Sackgasse? Wir wiesen auf die Veto-Frage hin, deren Revision sich aufdrängt und erkannten ihren engen Zu-

Besuchen Sie den schönen und heimeligen

Tea Room

A. Beintner — Eigene Konditorei
am Zeltweg 12 — Telephon 24 58 72 u. 32 07 78

bekannt für gutes Essen

sammenhang mit dem Kardinalproblem der Gleichberechtigung der Staaten. Nichts wäre verfehlt, als von einer nur rechtlichen Revision der UNO-Satzung das Heil zu erhoffen. Gewiss, sie gehört auch dazu. Aber erinnern wir uns an die geschichtliche Entwicklung! Der bedeutsamste Fortschritt, den der Völkerbund gebracht hatte, bestand in der Schaffung ständiger politischer Organe für die Zusammenarbeit der Völker. Der Rat des Bundes sollte an Stelle der bisher allein möglichen periodischen Konferenzen sich der Aufrechterhaltung des Friedens dauernd widmen. Eine Arbeitsgemeinschaft war geplant. Die Völkerbundssatzung enthielt zwar kein allgemeines Kriegsverbot, aber trotzdem war eine Fortbildung des friedlichen Streitverfahrens unverkennbar, denn es durfte vor allem kein Krieg geführt werden, ohne dass vorher der Streit einem Schiedsgericht oder der Vermittlung des Rates unterbreitet worden war. Gegen Mitglieder, die unter Verletzung der Satzung zum Kriege schritten, waren militärische und wirtschaftliche Sanktionen vorgesehen. Doch diese bedeutsamen Fortschritte vermochten den zweiten Weltkrieg nicht zu verhindern, weil einige Grosstaaten von Anfang an dem Bunde fern blieben, und vor allem, weil es nicht gelang, die Satzung mit Leben zu erfüllen. Der Völkerbund war ein Meilenstein auf dem Wege der Fortbildung des internationalen Rechtes. Dem Erlöschen seiner Wirkkraft folgte der Krieg. Heute stehen wir vor einer neuen Etappe, der Satzung der Vereinten Nationen. Auch sie ist mangelhaft, wie vor allem das Veto-Recht zeigt. Die erweiterten Kompetenzen des Sicherheitsrates genügen nicht zur Erhaltung des Friedens, solange nicht auch die Grossmächte bereit sind, sich der Gemeinschaft in denjenigen Fragen zu unterstellen, die für den Fortbestand der Organisation entscheidend sind. Das Veto-Recht ist die Vollmacht zur Verweigerung jeder Beurteilung des eigenen Ich durch die Gemeinschaft. Darum widerspricht es dem Gedanken des Völkerrechtes und der Gerechtigkeit. Wir sind die letzten, die eine naturgegebene Verschiedenheit der Staaten, gemäss ihrer tatsächlichen Stärke, in internationalen Belangen missbilligen. Aber sie darf nicht offensichtlich ungerecht sein, sonst trägt sie den Keim des Zerfalls jeder übernationalen Gemeinschaft in sich. Wir stellen also fest, dass zur Verbesserung der Satzung auch die Aenderung in der geistigen Haltung der Menschen hinzukommen muss. Was das Geschick des Völkerbundes lehrt, gilt auch für die UNO; gilt für jede kommende Weltorganisation. Sie wird zerfallen, sobald nicht alle Staaten ehrlich bemüht sind, unter Verzicht auf gewisse Sonderinteressen, die internationalen Beziehungen zum Wohle der Gemeinschaft auszubauen. Es wird nicht möglich sein, von heute auf morgen eine ideale Vereinigung aller Völker zu schaffen. Wichtige Etappenziele wurden in den Haager Friedenskonferenzen 1899 und 1907 — dem Völkerbund —, und schliesslich in der Charta der UNO erreicht. Aber gerade die katastrophalen Rückfälle in zwei Weltkriege beweisen, dass nicht nur rechtliche Revisionen nötig sind, sondern eine totale Erneuerung des Geistes. Hier beginnt unsere Arbeit. Wir müssen uns davon überzeugen und andere zu überzeugen suchen, dass die Grundlage jedes wahren Friedens in der selbstlosen Bereitschaft liegt, zum Wohle aller eigene Wünsche zurückzustellen. Jeder ist willkommen, der erfüllt ist von dieser bona voluntas, die unter den einzelnen Menschen — wie auch zwischen den Staaten — Grundbedingung ist für den Frieden. Nie wird eine Weltorganisation von Dauer sein, wenn sie nicht von einem gemeinsamen Ethos getragen wird. «Nirgends ist die sittliche Grundlage so notwendig wie im Völkerrecht, dem keine überlegene kollektive Gewalt als Rückhalt dient.» (Max Huber.)

Begegnungen in England

Von Max Schönsleben, ETH.

Es war an einem frühen Morgen, als ich mit einem Ingenieur, der die grossen Kühlhäuser Londons und Nordenglands beaufsichtigt, nach der City fuhr, um eine dieser Anlagen an der Themse kennen zu lernen. Den Stoplichtern auszuweichen, fuhren wir durch viele Seitenstrassen zu unserem Ziel. Dabei sah ich erstmals die riesigen Zerstörungen in der Hauptstadt Englands. Ich war überrascht; denn nie zuvor hatte ich einen Engländer davon erzählen hören. Auch später fiel mir auf, dass keiner unaufgefordert von den Schrecken des Krieges berichtet. Man versteht es hier, Prügel schweigend einzustecken. Das hat den Engländer von gestern gerettet, und — ich glaube — dieser Charakterzug wird dem Engländer auch über die Schwierigkeiten von heute hinweghelfen. «Yes, a bad thing, diese zusammengeschlagenen Viertel», lächelte mein Begleiter, «aber jetzt können wir doch endlich unsere viel zu engen Strassen neu und breiter aufbauen.» Von Aufbau war allerdings noch nicht viel zu sehen. Ich gab ziemlich enttäuscht meinem Erstaunen darüber Ausdruck. «Oh, man achtet kaum mehr auf die Ruinen», erhielt ich zur Antwort, «man hat sich schnell an sie gewöhnt. Und übrigens fehlen uns zum Bauen die Ziegelsteine, denn zum Ziegelbrennen braucht es Kohle, und Kohle fördern wir nicht genug.»

Die Kohle scheint überhaupt eine Schlüsselstellung in der englischen Wirtschaft einzunehmen. Ob es sich um die Erweiterung der Fabrik handelte, in der ich arbeitete, oder um die Erzeugung von mehr elektrischer Energie, immer wieder kam das Gespräch auf die mangelnde Kohle.

*

Ich sprach mit einem Grubenarbeiter aus den Kohlengruben von South-Wales. Unter der Haut seiner Hände hatte er schwarze Flecken, wie so viele miners. Er arbeitet schon vierzig Jahre unter Tag. Auf meine Frage, warum in England nicht mehr Kohle gefördert werde, erklärte er mir, dass viele Grubenarbeiter sich der Verantwortung gar nicht bewusst seien, die sie dem Land gegenüber hätten. «Unsere miners haben oft Minderwertigkeitsgefühle, weil sie «bloss» in der Grube arbeiten. Sie sehen nur selten ein, von welcher Bedeutung ihre Arbeit fürs ganze Land ist. Ausser-

dem unterbinden Machtkämpfe zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern die Förderung. Viele Arbeiter haben ihr ganzes Leben lang für die Nationalisierung der Kohlengruben gekämpft, und jetzt müssen sie einsehen, dass durch die Verstaatlichung ihre tiefsten menschlichen Probleme nicht gelöst worden sind. Hier liegen die Gründe, warum es England an Kohle mangelt. Unternehmer und Arbeiter haben in unserer Grube von Rhondda das Experiment gemacht, einmal nicht zu fragen, wer recht habe, sondern was recht sei. Es geschehen wunderliche Dinge, wenn Arbeiter und Unternehmer einmal ihr Misstrauen und ihren gegenseitigen Hass ablegen und zusammenarbeiten. Bei uns in der Grube erhöhte sich dadurch die Kohlenförderung um mehr als 50 Prozent.»

*

Eines Abends fuhr ich mit einem der zweistöckigen Bus nach Streatham, wo ich wohnte. Der Schaffner war noch nicht bis den obern Stock gekommen, als ein hagerer Engländer und eine Dame sich anschickten, auszusteigen. Im Vorbeigehen drückte mir der ältere Herr einen six-pence in die Hand und bat mich, für seine Frau und ihn das Fahrgeld zu bezahlen. Good old England!

*

Mein Aufenthalt in England war ein Werkaufenthalt. Ich arbeitete in den Philips Werken London und kam hier in engen Kontakt mit dem Gewerkschaftsführer dieser Fabrik. Er ist ein einfacher, aufrechter Mann mit ebenso einfachen und aufrechten Ideen, die er nicht bloss zu formulieren, sondern vor allem in die Tat umzusetzen weiss.

Die Philips Werke sind eine der wenigen Fabriken in der Umgebung, deren Gewerkschaft nicht kommunistisch kontrolliert ist. Ich fragte den Gewerkschaftsführer nach dem Grund dieses Zustandes, und er gab mir klar zur Antwort: «Weil Fabrikleitung und Gewerkschaft gegenseitig gewillt sind, für alle auftauchenden Fragen die beidseitig befriedigendsten Lösungen zu finden. Vertrauen stützt das gegenseitige Verhältnis. In dieser Atmosphäre kann die kommunistische Ideologie keinen Boden gewinnen.» Ich habe ihn nie lästern gehört über den Kommunismus. Man hat es nicht nötig, über eine Ideologie zu zetern, wenn man eine Idee an ihre Stelle zu setzen hat. Er gestand mir: «I see, dear, that the real battle line does not separate management and labour, but it is going through the heart of every man in management and labour, dividing egoism and unselfishness.»

Brief aus Paris

Von Zeno.

Mon cher,

ich stelle mich vor: E. Ch., seit einer Woche étudiant immatriculé ès lettres de la Sorbonne . . . sitze hier im Pyjama an meinem Blechtisch, mit Player's 6 und Whiskyersatz (lies Rhum + Vichywasser), lasse meinen Morgentee ziehen; Yoghurt, Brot und Käse stehen um mich herum. Du könntest Dir wohl den Bauch halten vor Lachen über meine Kochkünste. Seit Tagen esse ich Risotto: hoffentlich reicht der Reis, bis 5 kg Hörnli aus der Schweiz kommen . . . habe mir auch ein Klavier gemietet für 300 ffrs im Monat, hat wohl seit Wolfgang Amadé sel. in einer Bar gedient.

Gestern Ballettabend in der Opéra: Coppélia, Schwanensee, Petrouchka: Petrouchka herrlich, Publikum böh . . .! . . . Comparatisme hier soso lala, Oberhirsch Carré, hat ein Buch geschrieben über «Les écrivains français et le mirage allemand», diskutabel . . .

Status mentalis in Frankreich ziemlich penibel: die Franzosen sind ebenso bornés wie andere Leute, eine verdorbene Rasselbande. Die Politik spiegelt die Lebensverhältnisse ordentlich getreu.

Leider habe ich etwas wenig Geld — hm — sonst — immerhin habe ich schon chinesisches und russisches gegessen, lebe als pauvre étudiant, muss auf verlockende Bücher verzichten und rauche Gauloises.

Tolle Bude gefunden: 5. Stock, über Dächern, Aussicht auf Odéon, Luxembourg, St-Sulpice, mit cheminée und Radio. Die Stadt ist herrlich; aber das Leben steht in gar keinem Verhältnis zu seinem Rahmen, und gerade dieser Tatsache kann ich mich am wenigsten verschliessen. Was nützen Nôtre-Dame und Louvre und Versailles, wenn der Geist, der sie schuf, tot oder grässlich travestiert und in den Kot gezogen ist? Ich habe einen richtigen Hass auf diese Menschenagglomeration, und doch werde ich täglich aufs neue vom unbeschreiblichen Zauber angerührt, den hier jeder Stein atmet. Eine Unmenge der herrlichsten Kirchen und kaum je ein Mensch darin — St-Germain des Prés mit der alten Abtei, Ste-Genève und alle die andern, versteckt und zugedeckt vom Lärm der Strasse: ein wenig Frische, Würde, pureté kann man unter den Menschen lange suchen. Ich denke an Ramuz; der hatte es, und Grösse und Tiefe noch

dazu. Aber «Babylone, c'est Paris . . .», und zu Namen und Geld kommen Gide und Sartre.

Meine Bude gefällt mir nicht übel: ich möchte geradezu versuchen, einmal darin zu arbeiten. Ich habe mir das «Journal» von Gide erstanden (bin schön auf dem Hund), lese mit Interesse und einem gewissen Ekel darin. Der alte imbécile ist ein richtiger Literaturpapst hier, badet sich in suspekter humanité und in seinem eigenen Saft, und die Franzosen machen oh dazu.

Viele neue Bekanntschaften: Discophiles, zum Teil mit herrlichen Platten, ein Wiener Junggeselle, Bilderexperte, mit einer hübschen Villa in Neuilly und einer entzückenden p'tite amie, ganz wie aus einem Roman von Giraudoux . . . Jaqueline, eine sympathische quadragénaire, liebt Claudel und Giraudoux und veröffentlicht unter anderem Namen Novellen und ähnliches . . . auch eine Zimmernachbarin, eine pinselnde Amerikanerin, die sich alle Mühe gibt, mir Englisch beizubringen . . . eine steinalte Armenierin in einem griechischen bistrot, die einem ganz

..... Hier abtrennen:

BESTELLSCHEIN:

Ich abonniere hiermit

DIE TAT

zum ermäßigten Preis für Studierende zu Fr. 1.80 monatl.
(statt Fr. 2.50)

Lieferungsbeginn

Name:

Adresse:

An die Administration „Die Tat“, Limmatstraße 152

frappante Sachen aus dem Kaffeersatz liest . . . ein anderer Amerikaner spaziert das ganze Jahr in Sandalen und Peplos umher, macht Musik, Verse und Helgen und webt und spinnt — kürzlich ging er in die Staaten, dort sperren sie ihn ein, now he's here again.

Sitze bei geschlossenen Läden und Durchzug in den Badehosen am Tisch, mag kaum schreiben, bin wie eine lahme Fliege, noch nicht auf Hitze eingestellt. Wäre prächtig, gäbe es nur ein anständiges Bad in der Nähe — ich komme eben vom Baden in einem schwimmenden Holzkasten in der Seine: affreux, fallait faire la queue. An Theater ist bei dieser Hitze nicht zu denken . . . im Schrank ist mir das Fett flüssig geworden, war eine ganz erstaunliche Sauerei . . . Heutiges Mittagessen: Rührei, rohe Gurken, Patisserie, Aprikosen, Melonen mit Rum und Wein. So ungefähr täglich, mit kleinen Varianten — werde am Abend chez Augustin gehen und mir einen tollen Frass leisten: hoffentlich treffe ich einen Bekannten, der mir Wein zahlt. Halb Paris ist übrigens in den Ferien.

Letzten Mittwoch bis Freitag Tournée gemacht: Auto nach Vézelay, Bahn nach Auxerre (sympathisches Städtchen), am nächsten Tag nach Nevers, über weitgedehnte Hügel, eine Art Bözbergplateau in van Gogh- und Cézanne-Farben und einsamen, in die Geländefalten eingeschmiegt Dörfchen. Dann nach Bourges: ungemütliches Saukaff von der Grösse Biels, mit einer populace à la Niederlenz und einer ganz, ganz wundervollen Kathedrale — es sind ein paar ganz kühne Scheiben dort, unter anderem eine Wolke posaunenblasender Engel. Dann weiter, Zwischenhalt in Orléans und retour à Paris.

Die Stadt ist jetzt wundervoll. Leichter Dunst. Schattenspiele. Die Boulevards dunkel unter dem fetten Laub. Abends der kühle Geruch der trägen Seine und viele bunte Mädchen.

Und immer wieder die Stadt: kürzlich habe ich erstmals die «Place des Vosges» besucht . . . der schönste Platz von Paris, ein grosses Viereck in reinstem Louis treize, hellroter Backstein und rundherum kühle Portici und in der Mitte eine Grünanlage mit spielenden Kindern — vollendete Harmonie, kein Misston.

Ich sollte mich langsam ein wenig mehr um mein Studium kümmern. Es stinkt mir aber, offen gestanden, sehr — ich werde wohl an der Alliance Française mein Französisch verfeinern gehn. Lektüre gegenwärtig Proust und Péguy (die mögen sich im Grabe umdrehen, wenn man sie im selben Atemzug nennt).

Und immer wieder die Stadt . . .

THOMAS MANN

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
30. Oktober 1948.

Sehr geehrter Herr . . .

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief und die beiden Ausgaben des «Zürcher Student», die ich sehr aufmerksam und mit Vergnügen gelesen habe. Die Rolle, die gelegentlich «Dr. Faustus» darin spielt, hat mich nicht wenig amüsiert, und zwar im Gedenken an Ihre Bemerkung, dass das humoristische Element in dem Buch viel zu sehr übersehen werde. Ich finde, das ist ein erlösendes Wort. Wenn ich jenem Adrian Leverkühn irgend etwas von mir selbst mitgegeben habe, so ist es der Sinn für Komik und die Neigung zur Parodie. Der Verfasser der sehr hübschen Satire in Heft 4, Seite 94, war sich vielleicht garnicht bewusst, dass er, stilistisch, die Parodie einer Parodie gab, nämlich einer Selbstparodie, die dann freilich in der Fortführung, ohne eigentlich ihre Linie zu verlassen, an die äussersten Grenzen heutiger Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache führt. Ist das wahr, oder nicht? —

*Von dem Ausgelassenen, Spottlustigen, Uebermütigen in Ihren Heften war ich wohl am meisten angetan. Es hat mir das Herz erleichtert. Manchmal gleitet es etwas ins Bierfidele ab, lässt aber fast immer etwas von dem Gefühl für die Not und Fragwürdigkeit der Zeiten spüren, und selbst der Goethe-Ulk in Heft 3 hat etwas glücklich Vorbeugendes gegen die Schrecken des bevorstehenden und schon anhebenden 49er Goethe-Rummels. Und ich soll auch mittun, sogar in Zürich! Dabei habe ich noch gar keine Ahnung, wie ich noch einmal etwas über den Alten zusammenkratzen soll. *Pai vidé mon sac.**

Vollends das Rein-Ernste in den Blättern, wie «Der Mensch und die Gefahr», ist sehr rührend. Am rührendsten und sympathischsten für mich persönlich das «Ich nicht» auf S. 85 unten. Ich kann nur sagen: Ich auch nicht. Aber wir wollen nicht zu früh nach dem Hafen verlangen und um Frieden der Seele bitten. Die Unruhe des Herzens ist die Hauptsache. Und dass man sie spürt, unter allen Scherzen, in Ihrer kleinen Zeitschrift, das spricht für Sie.

Ihr ergebener

Thomas Mann.

Abdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

Leonidas von Tarent

Drei Epigramme.

Deutsch von Emil Staiger.

Weit von italischem Land, von Tarent, der Stadt meiner Väter,
Ruhe ich hier, und es schmerzt dieses noch mehr als der Tod.
So — kein Leben! — leben die Fahrenden. Aber die Musen
Liebten mich. Süsse genug hab' ich für Leiden getauscht,
Und gesunken ist nicht Leonidas' Name. Zu allen
Sonnen erhebt ihn das Werk, das mir die Musen beschert.

Mensch! Unendliche Zeit verging, bevor du den Morgen
Sahst, und unendliche Zeit wird in der Unterwelt sein.
Was dazwischen dir bleibt an Dasein, dauert es länger
Als ein Augenblick währt? Flieht es nicht rascher vorbei?
Wie zermalmt erscheint dein flüchtiges Leben, und ist doch
Selber nicht süß. Ja es schmeckt bitterer gar als der Tod.
Hier aus solchem Gefüge von Knochen sind Menschen geschaffen.
Und zu Wolken und Luft heben sie kühn sich empor.
Siehe, wie eitel das ist!
.
Forsche du Tag für Tag, o Mensch, nach Massen der Kräfte,
Und in bescheidenem Kreis werde dir Ruhe zuteil.
Wenn du die Nähe der Sterblichen suchst, bedenke im Geiste
Stets: Aus gebrechlichem Rohr bist du zusammengefügt.

Abends kamen die Kühe von selber aus dem Gebirge
Zu den Ställen, mit viel Schnee auf dem Rücken, herab.
Denn Therimachos — weh! — schläft unter der Eiche den langen
Todesschlummer, vom Schlag himmlischen Feuers gefällt.

*

Leonidas von Tarent lebte und wirkte in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Christus. Von den drei hier in neuer Uebersetzung mitgeteilten Epigrammen ist das bedeutendste, das mittlere, so schlecht überliefert, dass sich der Sinn einiger Verse nicht mehr sicher erkennen lässt.

Quod scripsi, scripsi

Von C. U. Schmid.

Vorbemerkung der Redaktion: Die «Notizen eines Schweizer Studenten in Deutschland» von C. U. Schmid («Zürcher Student», Heft 4, Juli 1948) haben uns einen Riesenstoss von zustimmenden und entrüsteten Schreiben aus aller Welt aufs Redaktionspult gewirbelt . . . Dies veranlasst uns, dem Verfasser noch einmal Gelegenheit zu bieten, seine Meinung zur «deutschen Frage» ausführlicher, als dies in den genannten Notizen möglich war, darzustellen. (Denn die eingetroffenen Briefe und Artikel waren samt und sonders nicht druckreif.) Der folgende Aufsatz ist eine Antwort des Verfassers auf alle Reaktionen zu den «Notizen». Wir verfolgen mit seiner Veröffentlichung jedoch nicht die Absicht, eine end- und fruchtlose Diskussion über die deutschen Probleme vom Zaun zu reissen. Wir halten dafür, dass über Deutschland einmal nicht mehr geflucht und gejammert, sondern — *geschwiegen* werden sollte. Damit erweisen wir den Deutschen vielleicht den grössten Dienst.

Es ist sicher bezeichnend für die Zerfahrenheit unserer Epoche, dass wir Schweizer aus politischen und weltanschaulichen Gründen während eines Jahrzehnts gezwungen waren, nicht nur ohne, sondern gegen Deutschland zu leben, mit dem wir sonst in engsten kulturellen Beziehungen gestanden. Wir haben das Ende des Krieges recht ungeduldig erwartet, nicht zuletzt darum, weil sich mit ihm die Grenzen wieder langsam öffneten und wir hoffen durften, endlich wieder einmal mit andern Völkern persönliche Bekanntschaft zu machen. Und wer dachte dabei nicht an Deutschland? Trotz aller Dinge, die während der dunklen Zeit geschehen, glaubten wir an das, was man das «andere Deutschland» genannt hat. Seit drei Jahren stehen wir nun mit deutschen Kommilitonen in Verbindung. Man schreibt sich Briefe, viele Deutsche sind in der Schweiz gewesen, und manche Schweizer haben Deutschland gesehen. Man hoffte, durch persönlichen Kontakt am besten zu einer Verständigung unter den Völkern beitragen zu können, und wenn wir glaubten, dass wir damit den Anfang machen sollten, so nicht deshalb, weil wir eine besonders hohe Meinung von uns haben, sondern weil zwischen uns und Deutschland der Hass keinen Graben aufgeworfen hat. Die Erfahrungen, die wir gemacht haben, sind deprimierend.

Die deutschen Studenten beteuerten immer wieder, wie brennend sie sich um das Ausland interessierten, sie müssten es nur kennen lernen, und

dann käme es gleich zu einer Völkerverständigung. Leider haben die deutschen Kommilitonen davon ihre eigene Konzeption: Sie erwarten von jedem, dass er sie versteht, aber sie wissen nichts von der innern Bereitschaft, den andern zu verstehen. Gehen wir ins Reich, so will man uns vor allem zeigen, was Deutschland ist, und kommen sie ins Ausland, so hindert sie ihre vorgefasste Meinung, auf Grund derer sie die Völker zu kennen glauben, daran, dem andern Lande näher zu kommen. Nach einem Aufenthalt in der Schweiz kehren sie mit hohlem Kreuz über den Rhein zurück und behaupten, dass es bei uns auch nicht besser wäre, nennen uns Militaristen, weil wir unser Gewehr mit nach Hause nehmen, und Nationalisten, wenn wir an einem schönen Sommertag die Schweizerfahne im Garten flattern lassen. Nicht anders ist es in England. Auf unserer letzten Reise trafen wir dort zufällig zwei deutsche Studenten, die von der britischen Regierung zu einem Ferienkurs eingeladen worden waren. Es war in Cambridge. Während wir die alte Stadt mit ihren herrlichen Bauten — Zeugen englischer Tradition und Kraft — als noch heute lebendigste Vergangenheit bewunderten, nannten sie es in der abschätzigsten Weise eine Fassade, einen Riesenbluff und den ganzen Kurs eine billige Propaganda. Die deutschen Studenten leben noch heute in einer nationalistischen Verkrampfung, die es ihnen nicht erlaubt, auch nur den guten Willen des andern anzuerkennen, und der Wille zu einer Verständigung ist bei allen Völkern, auch den ehemals feindlichen, grösser als in Deutschland selbst. Es gibt aber auch Ausnahmen, wendet nun jeder ein. Aber schon mit dem Worte Ausnahmen bestätigt er, dass die grosse Masse der Studenten dem geschilderten Typus entspricht. Jeder Schweizer, der sich in Deutschland



aufhält, wird diese Einsichtsvollen kennen und schätzen lernen; denn wir treffen ja immer am leichtesten mit jenen Menschen zusammen, die unserer Eigenart am meisten entsprechen. Aber es sind ihrer nur wenige, und was noch schlimmer ist: Sie haben gar keinen Anhang. Die überzeugten Demokraten waren schon unter Hitler die einsamsten Menschen von der Welt; sie sind heute nicht weniger allein. Wer in einer Universität nationalistische Töne anschlägt, darf auf den Beifall des ganzen Auditoriums zählen, und wer die Alliierten am heftigsten mit Vorwürfen überschüttet, gilt als politischer Kopf. Wer aber für eine Völkerverständigung im demokratischen Sinne eintritt, wird als lästig empfunden und als halber Verräter angesehen. Auf das «andere Deutschland» hört man in Deutschland am wenigsten!

Diese Feststellungen sind betrüblich. Aber man muss die Dinge sehen, wie sie sind, und nicht, wie man sie gerne haben möchte. Doch nun die Frage: Was wollen wir Schweizer tun? Können wir überhaupt etwas tun, oder sind wir zu schwach, um gegen dieses Meer von Unsinn anzukämpfen? Wie dem auch immer sei, wir dürfen nichts unversucht lassen und unser Handeln nicht nach dem Erfolg richten. Vielleicht ist es am fruchtbarsten, wenn wir den Ausnahmen, den Einsichtsvollen alle nur erdenkliche Unterstützung gewähren, indem wir ihnen in erster Linie einen Aufenthalt in der Schweiz ermöglichen und ihnen in Deutschland selbst jede Hilfe zukommen lassen. Bei den andern werden wir mit Mitleid oder Güte nichts erreichen, sondern nur dadurch, dass wir keinen Schritt von unserer demokratischen Ueberzeugung weichen und sie mit aller Entschiedenheit vertreten; denn dem Deutschen macht nur das Eindruck, was man ihm deutlich sagt, und wir Schweizer lassen uns ohnehin leicht von den Deutschen bluffen.

Es ist begreiflich, dass sich die deutschen Studenten, die ihre besten Jahre im Kriege verloren, uns, die wir davon wenig wissen, überlegen fühlen und uns von oben herab ansehen. Wir sind aber der Ansicht, dass es nicht darauf ankommt, wieviel man erlebt, sondern darauf, wie man das Erlebte auswertet, dass man nicht nur erlebt, sondern auch lernt. Die Deutschen mögen ihre Kriegserlebnisse ins Metaphysische steigern oder poetisch verklären. Uns interessieren die Früchte, die sie tragen.

Wie sich die Dinge in Deutschland entwickeln und ob ein Wandel in der Gesinnung der deutschen Studenten eintritt, vermag heute niemand zu sagen. Die Zukunft wird es uns zeigen. Die Anzeichen, die dafür sprechen, sind klein und berechtigen uns zu keinen grossen Erwartungen.

SOUTH AFRICA

The Student at the Other End

By Edmund Papst.

I think perhaps that one of the factors which contains much of the seed of that spirit peculiar to a South African university is the young age at which a candidate for a professional career suddenly finds himself wearing a biliously bright yellow, green or red tie, which so loudly proclaims him to be a «fresher», in this case, of the University of Cape Town. He is seldom much over sixteen or seventeen years and, after ten years at the average South African school, by no means burdened down by a cramping ballast of heavy scholastic knowledge. However, the gaps in his Latin vocabulary are probably compensated by a good physical constitution and a healthy instinct to harmonise his future academic or technical training with the development of his social interests and activities and, in general, of his personality as a whole.

It is largely owing to this low school-leaving age in South Africa that a system of university education has been adopted which relieves the student during his first years of some of the responsibility of standing entirely on his own academic feet by limiting the number of possible course combinations in non-technical fields. Although such a policy might at first sight appear an unwarranted interference in the academic freedom of the student, it in fact by no means acts as a restriction, but rather ensures against the danger of premature specialisation in any particular field of study. For in practice this system of partial course prescription implies that no subject can be taken as a «major» for a non-technical Bachelor's Degree without the absolution of a minimum of so-called «auxiliary» subjects. These auxiliary courses are so constellated as to broaden the basis of initial study, thus extending into the first years of the university a principle which in Continental educational systems is usually confined to the schools. A Swiss student might also find it rather hard to



get used to the idea of yearly examinations which form another major feature of university training in South Afrika and meet needs similar to those underlying course prescription.

But this is not the place to discuss the respective intrinsic merits of South African and Continental university systems, and it is sufficient if I have indicated the relative suitability of the former to fit into the general educational framework of South Africa.

In any case it is certainly not only from the courses listed on his registration card (— Testathefts are fortunately a non-existent irrelevancy in such a system) that one will get to know the South African student; for, as I have already hinted, he has a robust objection to any monasterially scholastic conception of university life. The concrete deposits of his drive to make the university more than a pile of books and bricks takes several forms, of which I mention only a few of the more important and more peculiarly South African. In the former category belong the large number of societies organised by the students themselves and designed to give form and direction to the interchange of ideas which flourishes so luxuriantly on the lawned terraces and in the university tearooms. There are literary societies, debating and linguistic societies, music, philosophy, current affaires societies, each arranging regular evenings for the reading and discussion of papers written mainly by students, occasionally by members of the staff or experts from outside the university. There is an endless clamour of rival claims on the evening use of the various student common-rooms, whose size and comfort (arm-chairs and settees) are in themselves a proof of the important role the common-room and all it stands for plays in university life.

Similar functions of giving students good scope to air their views, however inexpert, and exercise their talents, however undeveloped, are performed by a number of publications, including amongst others an annual linguistic journal, a more general, predominantly literary review with both creative and critical contributions, a weekly newspaper which deals with current topics of student interest and the activities of the important inter-university body known as the National Union of South African Students, and a more flippant, but equally important magazine called the «Sax Appeal» and sold every year on «Rag Day».

Of the countless sporting and other non-intellectual activities two are worth mentioning for their distinctively South African character: the «Intervarsity» and the «Rag». Both are events of major importance in the student year and represent the culmination of long hours of training and preparation. Rehearsal for the Intervarsity, a rugby match played yearly against the sister Afrikaans university of Stellenbosch, consists in functions known as sing-songs, during which the traditional Varsity songs and war-cries are feverishly forged into weapons of defiance and derision to be hurled at the opponents on the great day. Attendance at sing-songs is compulsory for the fresher, but, even if he is cursed with over-sensitive ear-drums, he will probably fulfil this duty with enthusiasm; for not only does it undoubtedly strengthen a sense of unity and comradeship with his fellows, but it is also a constant and comforting reminder that his fresher obligations to-day no longer include the indignity of pushing acorns around quadrangles with the tip of his nose.

Even more demands are made on the students' energy, initiative and co-operative spirit by the highly spectacular campaign of banditry known as the «Rag». Early in the morning roads are barricaded and private houses swarmed by hordes of students in every conceivable variety of fancy costume, brandishing collection boxes and violently rejecting any refusals based on the plea of previous donations. Towards the middle of the day a long procession of pageant floats winds its way through the chaotic streets of the city, paralysing all traffic and leaving behind it a wake of plundered purses. The offensive is completed by a boisterous amateur variety show in the evening, whose proceeds, pooled with those from the sale of the well-spiced «Sax Appeal» and the contents of the collection boxes, are donated to the hospitals.

But I think I have said enough to show that the University of Cape Town, typical of any other in South Africa, is by no means confined between the walls of library, seminar and lecture theatre. Its spirit has a certain indefinable out-door quality. The professors and lecturers, who through society meetings, dance-balls, mountain climbs, informal talks on the university lawns and invitations to their private houses are constantly establishing and maintaining contact with their students, sense this spirit, appreciate it and encourage it. And so it happens sometimes, when the weather is fine, the sun not too hot and the South-Easter not sweeping down the gorges of Devil's Peak, that some of the smaller classes can persuade the professor to exchange the moral support of the lecture platform for the fragrant shade of the pine-tree. Informally clustered around him on the ground, his students make it a point of honour to devote him at least that half or their attention which is not wandering with their gaze over the wide sweep of the Peninsula lying below them. Is it not perhaps possible that this division of attention, far from indicating a split sphere of interests, carries in it the germ of a new synthesis, a unity between the long European tradition of the scholastic seminar with the legacy of fresh open-air vigour bequeathed by such men as the Voortrekkers and Cecil Rhodes?



**Die Schweizer Qualitäts
Blei-, Farb-, Kopier- und Tintenstifte**

Alpbach - das Forum des jungen Europa

Von Hans Rudolf Hilty.

Eine etwas abenteuerliche Postautofahrt (unsere Alpenposten sind ein Kinderspiel dagegen!) brachte uns hinauf in das anmutig gelegene und saubere Tiroler Bergdorf, dessen Name bereits ein Begriff geworden ist. Es wurde spät, bis jedermann sein Bett zugeteilt war; denn über dreihundert Studenten, Studentinnen und Dozenten aus aller Herren Länder mussten dieses Jahr in Alpbach untergebracht werden: ein tüchtiges Stück Arbeit für die (ebenso tüchtigen) Organisatoren! Unterdessen lebte man sich ein in die Internationalität dieser Gesellschaft. Man sah sich unvermittelt neben einem Franzosen, wechselte ein paar Worte mit einer Finnin, wurde einem Belgier vorgestellt, schnappte ein paar Brocken Englisch oder Italienisch auf und wurde immer wieder von den Oesterreichern aufs herzlichste begrüßt (. . . mit Handkuss, so man dem schönen Geschlecht angehörte).

*

Am andern Morgen begann die geistige Arbeit. Das Programm war reichhaltig, fast allzu voll (denn auch die Berge und der blaue Himmel lockten!) «Gesetz und Wirklichkeit» hiess diesmal das Gesamthema. In rund zwanzig Vorträgen, in zwei Professoren-Disputationen und in den Gesprächen der fünfzehn Arbeitskreise wurde es von den verschiedensten Seiten beleuchtet.

Also so etwas wie ein dreiwöchiger Volkshochschulkurs?

O nein! Denn das Herz von Alpbach schlägt anderswo. Oder besser gesagt: Alpbach hat nicht nur ein Gehirn, sondern auch ein Herz. Und was diesen Hochschulwochen ihren ganz eigenen Reiz und ihren besonderen Wert vor allen ähnlichen Tagungen verleiht, das ist nicht eigentlich oder mindestens nicht unmittelbar das wissenschaftliche Programm. Das ist der Geist, von dem sie getragen werden: der College-Geist.

*

College-Geist? Das Wort ist nur dem ein leerer Name, der in die Anliegen der Alpbacher Veranstaltungen und des österreichischen College nicht eingeführt ist. Man muss wissen, mit welchem heiligem Eifer unmittelbar

nach dem Kriege die College-Gemeinschaften an den österreichischen Universitäten aufgebaut worden sind und sich durchgesetzt haben, um zu ermessen, was hier jugendliche Begeisterung geschaffen hat. Man muss wissen, dass es diesen jungen Menschen darum geht, einen neuen Weg in der wissenschaftlichen Arbeit zu gehen, einen Weg, der zur lebendigen geistigen Gemeinschaft Europas oder doch — wenn dieses Ziel allzu utopisch scheint — zu einem fruchtbaren europäischen geistigen Gespräch führen soll.

«Geistigkeit, Lebendigkeit, Duldsamkeit und Wille zur Universalität» hat Otto Molden, einer der Gründer des Oesterreichischen College, einmal die vier Grundforderungen der College-Gemeinschaft genannt. Dies kennzeichnet den Geist von Alpbach. Und ob wir dem nun «College-Geist» sagen wollen oder nicht, ist von minderer Bedeutung. Wichtiger ist, dass aus diesem Geiste heraus schon 1945 die ersten Internationalen Hochschulwochen in Alpbach durchgeführt worden sind, und dass er auch die diesjährige vierte Tagung (21. August bis 9. September) beseelt hat.

Gerade auf Grund dieser prinzipiellen Anliegen sind die Arbeitskreise, wo Student und Professor gemeinsam in kleinen Gruppen (die meistens im Freien zusammensitzen) nach Erkenntnis ringen, ein so besonders wesentlicher Baustein im geistigen Programm von Alpbach. Und weil der ganze Mensch im Blickfeld steht, wird die wissenschaftliche Arbeit durch künstlerische und gesellschaftliche Veranstaltungen ergänzt. Deshalb werden diese Hochschulwochen auch nicht in einer Universitätsstadt durchgeführt, sondern in dem stillen Bergdorf, wo die Gemeinschaft der Beteiligten enger wird, wo die Reihen sich schliessen im täglichen Umgang.



DIE PAPETERIE MIT TECHNISCHER ABTEILUNG

J. Zumstein Uraniastrasse 2 Tel. (051) 23 14 66 und 27 61 38

Gewiss, der Verständige wird sich durch die hohen Ziele nicht blenden lassen und einen kritischen Blick bewahren für das Mögliche und tatsächlich Erreichbare. Der Schweizer, der die Alpbacher Wochen miterlebte, war oft in Versuchung, Gottfried Keller zu zitieren: «Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch Unkraut blüht da lustig durcheinander!»

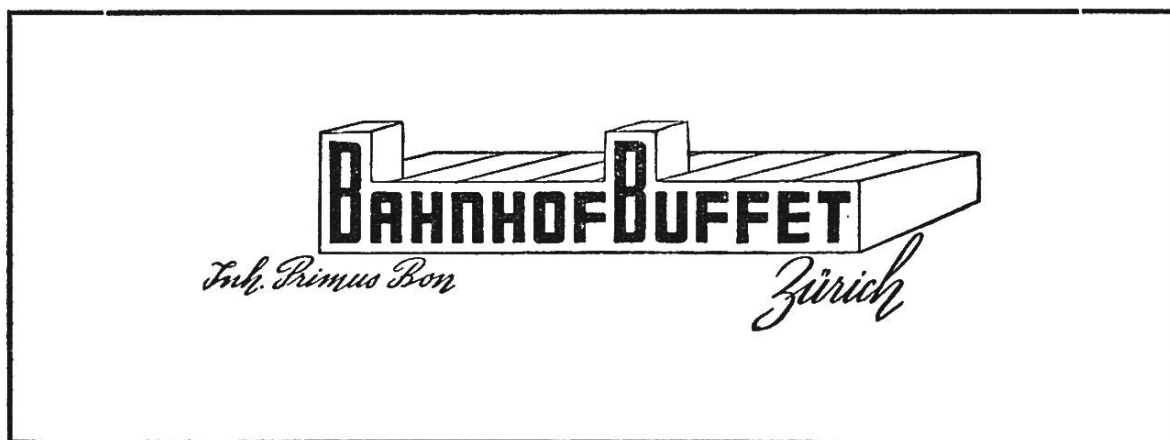
Aber wer wollte sich vermessen, zu leugnen, dass angesichts der geistigen Not Europas die Arbeit von Alpbach unserer rückhaltlosen Sympathie, ja, unserer tatkräftigen Mitarbeit wert ist? Wer wollte verkennen, dass sich hier eine neue, lebendige Gestalt der studentischen Gemeinschaft gebildet hat, mit der wir uns zum mindesten auseinandersetzen müssen, auch wenn uns ältere, überlieferte studentische Gemeinschaftsformen lieb und teuer sind?

*

Was bleibt?

Eines Abends fanden sich ein paar Oesterreicher und einige Schweizer zusammen, um von künftiger Zusammenarbeit zu sprechen. Was in Alpbach auf dem Boden herzlicher persönlicher Begegnung gestiftet wurde, soll fortbestehen als bleibender Kontakt zwischen dem Oesterreichischen College und ähnlich gerichteten Bestrebungen in der Schweiz (etwa den Arbeitsgemeinschaften an unserer ETH).

Das wird bleiben. Und das mag ein kleiner Hinweis darauf sein, in welchem Sinne langsam wirklich Früchte reifen können. Auf solchem Wege kann Alpbach, das «Forum des jungen Europa», vielleicht zum Rütli eines künftigen Europa werden. Denn dieses kann nur emporenwachsen aus dem Glauben einer zuversichtlichen Jugend.



Die Schweiz und die Schweizer

Von Dr. Richard Weiss, Professor für Volkskunde an der Universität

Im Prätigau, wo ich damals wohnte, sprang 1944 ein amerikanischer Flieger mit dem Fallschirm über einem stein- und schneegefüllten Alptälchen ab, wenige Sekunden, bevor der beschädigte Bomber mit der übrigen Mannschaft an einer Felswand zerschlagen wurde. Der Gerettete lief aus dem menschenlosen Tälchen, einem Wegweiser folgend, schnurstracks nach der österreichischen (damals deutschen) Grenze. Die schweizerische Grenzpatrouille, die ihn zufällig entdeckte, hatte Mühe, ihm zu erklären, dass dieser Weg für ihn ungünstig sei. Der amerikanische Flieger wusste nichts von der Existenz eines Landes, das sich Schweiz nennt. — Mir war damals die Feststellung, dass es Leute gibt, die nicht wissen, was die Schweiz ist, überraschend, wenn auch nicht unverständlich; in der Folge fand ich das sogar wohltätig, ja heilsam.

Andere glauben von aussen her nur allzu gut zu wissen, was die Schweiz ist und wie die Schweizer seien. «Mein Lieber, ich kenne die Schweizer ...» Ich horchte auf, als dieser Satz drüben im nunmehr wieder österreichischen Nachbarland aus einer Gruppe diskutierender Werkstudenten zu mir herübertönte. Der Verlauf des Gesprächs zeigte mir, dass «die Schweizer», welche der Wortführer kannte, die schweizerischen Jagdpächter im Vorarlbergischen waren, welche man dort um des Geldes willen braucht, bewundert und zugleich — von mancher Seite — mit Bitterkeit und Uebelwollen betrachtet. Als ich nach einer Weile zu verstehen gab, dass auch ich Schweizer sei, aber weder Jagdpächter noch Bankier — ich sah auch nicht so aus —, da erhoben sich sofort Stimmen, die schweizerische Caritas zu loben. Aber dieses Lob wurde mir ebenso peinlich wie das Uebelwollen und die Bitterkeit. Es lag ja derselbe Vorwurf darin.

Die Schweizer, welche es sich zum persönlichen Verdienst anrechnen, dass wir noch einmal davongekommen sind, und die im Bewusstsein ihrer Vorbildlichkeit und ihrer pädagogischen Sendung im Ausland das Rezept für kluges Wohlverhalten anbieten, bilden wohl eine relativ kleine Gruppe. Wenn sie auch nicht ganz verschwunden sind, so gibt es doch auf der andern Seite diejenigen, welche vom Minderwertigkeitsgefühl bedrückt sind, nicht in Ruinen zu leben, nicht dabei gewesen zu sein. Beide Haltungen sind charakteristisch für die schweizerische Situation und für das Gefühl des Schweizers, in einem Glashaus inmitten Europas zu leben. Das Hirtenbüblein auf seiner Gebirgsinsel, umgeben und angelegentlich beobachtet von bald wohlwollend grinsenden, bald zähnebleckend drohenden Riesen — das ist eine Situation, in der sich der Schweizer immer wieder karikiert.

Die junge Eidgenossenschaft war ein Geschwür an der habsburgischen Landeshoheit; auch später, im deutschen Reich, wurde sie als gefährliche Anomalie empfunden. Nicht umsonst sagte Kaiser Maximilian (1507 in einem Brief an seine Tochter) von

den Schweizern: «Ils sont mechans, villains, prest pour traire France ou Almaines.» Mit derartigen Urteilen, die, vom Urteilenden aus gesehen, immer eine gewisse Berechtigung haben, liesse sich eine ganze Anthologia Helvetica füllen, bis auf Graf Keyserling und Hitler. Der liberale Staat von 1848 war den konservativen Regierungen ein Dorn im Auge, ebenso wie die Herrscher der Achse schon das blossе Dasein der Schweiz als Provokation empfanden, und wie wir uns damit abfinden müssen, dass unsere Neutralität auch von wirklich demokratischen Völkern nicht verstanden wird.

Wer sich ständig beobachtet fühlt, sei es wohl- oder übelwollend, der wird zur Selbstanalyse und zum Selbstbewusstsein gezwungen, besonders dann, wenn die Beobachter mächtig und einflussreich sind. Es ist der Schweiz und dem Schweizer nicht gegeben, selbstvergessen in sich selber zu ruhen. Es wird ihm schwer, die andern reden zu lassen und die Mitte zu halten zwischen Minderwertigkeitsgefühl und Selbstüberschätzung als Kompensation der Schwäche und Kleinheit. Der Schweizer horcht scharf auf und notiert es oft allzu eifertig, wenn von aussen etwas über ihn und sein Land gesagt wird.

Graf Keyserling, der einst in seinem baltischen Aristokratismus ohne jede freundschaftliche Verständnisbereitschaft und doch nicht ganz unrichtig die Schweiz charakterisierte («Das Spektrum Europas», S. 281 ff.), erfuhr eine heftige und nicht immer überlegene Abwehrreaktion, auch bei der Zürcher Studentenschaft, was ihn in der Ansicht bestärkte, dass sich der schweizerische Volkscharakter aus der «Abreaktion eines extremen Minderwertigkeitsgefühls» erkläre. Er vergleicht die Schweizer mit den Juden. Aber die Juden wüssten, dass die andern sie nicht für auserwählt halten, die Schweizer aber hielten sich als Nation und als Idee für vorbildlich; darin beruhe ihre Tragik ...

Von einem Mitglied der Académie Française, André Siegfried, wurde kürzlich ein andersartiges Bild der Schweiz gezeichnet: «La Suisse, démocratie-témoin» (Ed. de la Baconnière, Boudry 1948). Der Verfasser hat als Ausländer die nötigen Kenntnisse unseres Landes und zugleich die Freundschaft, die für ein tieferes Verständnis Voraussetzung ist. Er hat aber auch — zum Glück für die Schweiz — die nötige Kritik. Das Motto des Buches: «C'est une grande folie de vouloir être sage tout seul» (La Rochefoucauld), ist wohl eine wirksamere Mahnung als der Vorwurf der pathologischen Selbstüberschätzung; aber es ist eine Mahnung. Eine Mahnung, jenem Ausgleich nachzustreben zwischen dem Kleinmut und der Selbstüberschätzung des Kleinen. Karl Meyer hat dafür in der Zeit der tödlichen Bedrohung der Schweiz im letzten Krieg die paradoxe Formel vom «hochgemuten Pessimismus» geprägt. Zwischen solch tragischer Gespanntheit und dem Ausruhen in einer der Welt den Rücken kehrenden Gemütlichkeit bewegt sich die Haltung der Schweizer.

Die Gelassenheit des Engländers, der auch in der Not noch das Weltmeer um sich und hinter sich weiss, ist dem Schweizer nicht gegeben. Die Schweizer können sich auch nicht — wie die Franzosen — an einem gemeinsamen kulturellen Erbe halten, das ihnen in Bedrängnis Stärkung und das Gefühl der Unentbehrlichkeit im Völkerkonzert gäbe. Der Schweizer vermag sich auch nicht — wie der Deutsche — in den Abgrund einer Volksmystik zu versenken, um dort selbstvergessen oder Selbstbestätigung zu suchen. Es wurde ihm nicht die klassische Heiterkeit und Natürlichkeit geschenkt, welche Italien immer wieder zur Gesundung hilft. Mit all dem

haben einzelne Landesteile durch ihre Sprache Berührung; aber die Schweiz als Nation kann ihr Selbstbewusstsein nicht darauf gründen.

Die Schweiz geht nicht, mit Wundergaben ausgestattet wie ein Märchenheld, sicher ihren Weg. Der Schweizer hat weder Schönheit noch Gestalt. Die Italiener empfanden zur Zeit der Mailänder Feldzüge die Hässlichkeit der Schweizer Söldner. «So erscheint Schweizertum nur schön, wo sein traditioneller Geist den ihm entsprechenden Rahmen beibehalten hat. Und der muss eng sein, eng wie ein ausgehöhltes Bergtal», bemerkt Keyserling mit Bezug auf den heutigen Schweizer. Zum homo alpinus gehören die Berge, und auch diese wurden vor der Zeit der romantischen Aesthetik des letzten Jahrhunderts als hässlich empfunden.

Die Enge der Täler und in neuester Zeit die Enge eines überfüllten Landes prägt die schweizerische Mentalität und prägt die Lebensverhältnisse der Schweiz. Diese Enge spürt der Auslandschweizer bei seiner Heimkehr, — und trotzdem kehrt er gern heim. Spricht nicht auch das zweite Motto André Siegfrieds, der wundervolle, aus der Weite des meerbeherrschenden Römischen Reiches herüberhörende Vers von Lukrez, von dem, was der Schweiz fehlt: «Suave mari magno, turbantibus aequora ventis . . .». In der Enge des alpinen, an natürlichen Gaben armen Landes prägt sich der schweizerische Charakter: Rechnen, Hang zur Nützlichkeit, Sinn für das Erreichbare, Nüchternheit, Realistik — das sind schweizerische Züge, die den Deutschschweizer vom Deutschen, den Welschen vom Franzosen, den Tessiner vom Italiener scheiden.

Was weiss André Siegfried, ein Freund der Schweiz, an Wesenszügen des Schweizer hervorzuheben? Keine begeisternden Eigenschaften. Weder angeborenes Genie, noch künstlerische Begabung, noch philosophischen Tiefsinn, noch abenteuernden Wikingergeist, sondern: «ordre, discipline, goût élémentaire pour le travail . . .» mit dem Nachsatz: «qui autrement n'eussent peut-être pas été l'effet de leur génie». Die letztere Bemerkung, besonders im Hinblick auf den Unterschied zwischen Welschen und Franzosen, denen jene sonst gleichen möchten, ist bedeutungsvoll. Es sind keine *natürlichen* Anlagen, sondern *erworbene, anerzogene*, durch die Situation erzwungene, die den Schweizer ausmachen. Die Schweizer sind das, was sie zur Nation macht, nicht durch das Blut, auch nicht durch Sprache und Kultur, sondern durch ihr geschichtliches Schicksal, durch ihren Existenzkampf, durch das, was sie aus sich machen. Sie sind eine «geschichtliche Nation».



SIHLPORTEPLATZ

ZÜRICH

**DAS SPEZIALHAUS FÜR SCHÖNE UND PREISWERTE
HERREN- UND JÜNGLINGSKLEIDER**

Das oft beachtete Vorherrschen des pädagogischen vor dem philosophischen und musischen Geist in der Schweiz erklärt sich aus dieser situationsbedingten Notwendigkeit zur Selbsterziehung und Selbstbeobachtung. Der Schweizer ist lehrhaft. Er kann zum Schulmeister werden. Er kann auch zum Kammacher werden, das heisst, zu jenem Zerrbild einer kleinbürgerlich ich-bezogenen Gerechtigkeit, wie es Gottfried Keller in seiner Novelle von den drei gerechten Kammachern vor uns hinstellt. Die engen Lebensverhältnisse bringen immer wieder die Gefahr der Züs Bünzlin-Atmosphäre und einer zunftengen Gerechtigkeit, welche die Nivellierung auf das Mittelmass anstrebt, jener «Typisierung auf den kleinen Mann hin», welche Keyserling als schweizerisch erscheint. Auch die schweizerische Arbeitsamkeit wird durch den Kammacher-Geist zu einer alle Freiheit ertötenden Arbeitssucht und Arbeitsreligion. So muss auch aus dem dritten Motto des Schweizerbuches von André Siegfried eher die Mahnung als das Lob herausgehört werden: «Travaillez, prenez de la peine. C'est le fonds qui manque le moins.»

Wir kommen zum Schluss der Selbsterkenntnis: Die Schweiz ist kein Musterland, sie ist kein Märchenland; dazu fehlen ihre viele Gaben. Es fehlen ihr Gaben, nicht aber Aufgaben.

Der Schweiz ist aufgegeben, ein Staat, eine Nation zu sein, ohne die Voraussetzungen zu einer solchen zu haben, die Blutseinheit, welche die andern wenigstens zu haben meinen, ohne die Spracheinheit, welche als Grundlage der Kultureinheit eines National-Staates gilt, ohne natürliche Reichtümer ... Es bleibt der Wille und das Bewusstsein, *trotzdem* eine Nation zu sein.

Eine Aufgabe und nicht eine Gabe ist auch die «grosse Geschichte», auf welche sich die Einheit der «geschichtlichen Nation» stützt. Sie kann durch patriotische Phrasenmacherei zu einer Gefahr werden, wenn sie nicht für die Gegenwart eine Verpflichtung bedeutet. Eine Aufgabe ist auch die Verfassung. Die Verfassung als das für alle Schweizer Verbindende und Verbindliche — so wie die Juden als Volk nur existieren in bezug auf das Alte Testament — muss immer neu realisiert werden. Die Verfassung bedeutet nichts ohne den Geist, der sie erfüllt und ohne den Geist, mit dem sie jeden Einzelnen erfüllt. Ebenso darf die Neutralität nicht als eine selbständige Institution, als eine bleibende Versicherung gegen Kriegsgefahr aufgefasst werden, sondern als Aufgabe im Sinn einer höheren Gerechtigkeit.

So beruht die Eigenart und der Eigenwert der Schweiz darin, dass sie nur besteht im Bewusstsein dieser Aufgaben, die jeden Bürger immer neu verpflichten und aufrufen. Diese Aufgaben aber können nur erfüllt werden im Sinn der Anfangsworte der Bundesverfassung, welche auch den Bundesbrief von 1291 einleiten: «In nomine Dei» — Im Namen Gottes. Wo der Mensch und die Macht als letzte Werte gelten, haben die Ideen der Schweiz: Kleinstaatlichkeit, Gerechtigkeit, Neutralität, keinen Sinn. Nur im Hinblick auf diese Aufgaben, die jedem aufgegeben sind, verdient die Schweiz das ihr gespendete Prädikat: «La Suisse, démocratie-témoin».

Anmerkung der Redaktion: Wie uns mitgeteilt wird, bereitet der Verlag S. Hirzel, Zürich, eine deutsche Ausgabe dieses bedeutsamen Buches von André Siegfried vor. Die Uebersetzung von André Siegfrieds «La Suisse, démocratie-témoin» wird im Januar 1949 unter dem Titel «Die Schweiz, Eine Verwirklichung der Demokratie» erscheinen.

WIR UND DAS RADIO

In der November-Nummer des «Zürcher Student» stellt Dr. Guido Frei in seiner Einführung fest, dass die Welt des Radio zusammenhanglos sei, ja dass der diskontinuierliche Charakter des Radioprogramms eine unumstößliche Tatsache ist.

Ich glaube aber, dass es möglich ist, gegen die Zusammenhanglosigkeit anzukämpfen, indem bewusst kulturelle Programme (Sinfoniekonzerte, literarische Sendungen) von rein unterhaltenden Programmen getrennt werden. Durch verschiedene Sprecher zum Beispiel. Das klingt vorerst sehr oberflächlich und scheint unwesentlich. Aber es geht um mehr: Um eine saubere Trennung.

Derjenige Sprecher, der die vorwiegend ernstesten Sendungen des Dienstagabend ankündigt, sollte nicht auch den «Bunten Abend» ansagen. Ebenso sollte der Sprecher, der die heiteren Sendungen bekannt gibt, nicht auch das Sinfoniekonzert ankündigen. Für verschiedene Sendungsgattungen hätte man verschiedene Sprecher, die sich besonders dazu eignen würden.

Was damit erreicht wäre? Der Sprecher müsste sich nicht fortwährend umstellen und wäre freier. Und die Hörer gewöhnen sich an die betreffenden Stimmen und würden schon durch die Stimme des Sprechers auf die Art der folgenden Sendung aufmerksam.

Diskontinuität ist das Wesen des Radio, also nicht zu ändern. Aber anzustreben ist eine saubere Trennung der einzelnen Sendungsgattungen. gb.

Hinweise auf kommende Sendungen des Landessenders Beromünster.

Der in der letzten Nummer hier veröffentlichte Artikel «Wir und das Radio» hatte den Zweck, den Studenten zur lebendigen, kritischen Anteilnahme an gewissen Radiosendungen aufzurufen. In diesem Zusammenhang werden wir in jeder Nummer auf ein paar Sendungen hinweisen, die vielleicht auch das Interesse der studentischen Hörerkreise wecken dürften. Wir beschränken uns dabei bewusst auf gesprochene Sendungen, weil es hier viel mehr als bei den musikalischen um Probleme der formalen und spezifisch radiophonen Durchführung geht.

Nehmen Sie Stellung. Nur mit Ihrer Hilfe kann diese Seite das werden, was sie sein soll: ein Forum ernsthafter Radiokritik.

Hier die Hinweise:

Donnerstag, 16. Dezember, 20.35 Uhr:

Die Biographie des Monats: «Heinrich Schliemann».

Freitag, 17. Dezember, 20.00 Uhr:

Am runden Tisch. Diskussion über Gegenwartsprobleme: «Militärversicherung» oder «Landesversorgung».

Samstag, 18. Dezember, 15.00 Uhr:

«Was wissen Sie von Goethe?» Eine Umfrage. Von Walter Bernays.

Sonntag, 19. Dezember, 18.00 Uhr:

«Es geht uns alle an.» Gespräche zwischen den Zeiten.

Dienstag, 4. Januar, 22.05 Uhr:

Deutsche Literatur der Gegenwart: Hermann Kasack: «Die Stadt hinter dem Strom.»

Freitag, 7. Januar, 20.00 Uhr:

«Die Windrose.» Ein Radiofeuilleton.

DAS NEUE BUCH

Chinesische Geister- und Liebesgeschichten

Bücher mit guten Illustrationen liebe ich ungemein. Kann man denn eine Lektüre besser beginnen, als wenn man sich erst einmal ganz offen den Bildern überlässt, einem nach dem andern? Mag das nicht ungefähr dasselbe bedeuten wie das Stimmen der Instrumente im Konzertsaal?

Hier rede ich von siebzehn chinesischen Holzschnitten. Sie geben ebensovielen Geschichten das Geleit, welche *Martin Buber* im *Manesse-Verlag* gesammelt und herausgegeben hat. Wohl berichtet uns der Titel von Liebe und Gespenstern; aber die wichtigsten Dinge verschweigt er noch: dass eben die Gespenster zur Liebe gehören, dass der ganze Raum mit allem, was er um uns, unter uns, über uns enthalten mag, auch und sogar notwendigerweise zur Liebe gehört. —

Dazu ist es nachgerade an der Zeit, sich wieder einmal chinesischer Kunst, lieber noch dem chinesischen Gefühl für Vertrautheit und Uebereinstimmung zuzuwenden; die Welle, welche den europäischen Westen vor dreissig Jahren und mehr ergriffen hat, ist kläglich abgeebbt — jämmerlich, es sagen zu müssen. Wer kennt heute noch Klaviers Uebertragungen chinesischer Lyrik? WAB.

Wilhelm Raabe: „Stopfkuchen“

Eine See- und Mordgeschichte. Nachwort von *Romano Guardini*. Manesse-Bibliothek der Weltliteratur. (*Manesse-Verlag*, Zürich).

1932, fünfzehn Jahre vor dem Erscheinen des «Doktor Faustus» von *Thomas Mann*, schrieb *Romano Guardini* in seinem Nachwort zu Raabes «Stopfkuchen»: «Drei Vorgangsgeschichten tauchen auf, immer eine in der andern und immer eine die andere und alle einander wechselseitig durchwirkend: Die Fahrt auf dem Schiffe — eine ‚Seegeschichte‘ heisst ja das Ganze, obwohl ‚die See‘ nichts weiter bedeutet als grosse Fahrt und hinströmendes Leben und offene Welt, worin der Erzählende doch so ganz mit sich allein ist; dahinter der gerade erlebte Besuch beim Freunde (bei «Stopfkuchen», wie der Held *Heinrich Schaumann* genannt wird, AEH.); noch einmal hinter diesem die lang vergangene Jugendzeit . . . Die Zeit faltet sich aber noch weiter zurück. Immerfort spielt nämlich die alte Geschichte des Städtchens herein . . . wo ‚Stopfkuchens‘ Haus steht . . .» — Wer Augen hat zu lesen, der liest. Er liest und erinnert sich vielleicht eines gewissen *Dr. Serenus Zeitblom*, eines *Adrian Leverkühn* und eines Städtchens mit Namen *Kaisersaschern*. Und drei Menschen steigen dann in seiner Achtung: *Wilhelm Raabe*, der viel zu wenig gewürdigte Erzähler aus dem 19. Jahrhundert, dessen behaglich-ironische Sprache uns wohlwollend auf die Schulter klopft: *Thomas Mann*, der auf so tragfähigem Fundament aufgebaut hat (welches Aufbauen, recht betrachtet, eine Ehre und ein Verdienst ist); und endlich *Romano Guardini*, einer der genialsten Interpreten unserer Gegenwart, der aufs feinfühligste den vielfältigen Bezügen in diesem grossartigen Roman «Stopfkuchen» nachspürt. — Eine entzückendes Bändchen mit beglückendem Inhalt. AEH.

Eckart Peterich: „Kleine Mythologie“

Die Götter und Helden der Griechen. Illustrierte Ausgabe des Otto Walter-Verlages, Olten.

Ja, ich bin skeptisch. Ich vermute, nicht einmal alle Altphilologen wissen, dass Sarpedon, Sohn des Zeus, Führer der Lykier im Trojanischen Krieg war und von der Hand des Patroklos fiel. Und — was nun freilich nicht mehr die Altphilologen, sondern uns Gewöhnliche angeht — wie war das eigentlich mit Agamemnon, Klytaemnestra, Aegisthos, Iphigeneia und Orestes? wie bloss hing das alles zusammen? Man hat es doch gerade gestern oder vorgestern noch gewusst — hätte, vielmehr, es wissen *sollen*. Ja, nicht wahr? die griechischen Götter und Helden sind uns ein bisschen durcheinander geraten. Nun aber ist der mythologischen Verwirrung ein Ende: Eckart Peterich erzählt von Dingen, die man ehemals langweilig gefunden und drum vergessen. Er erzählt von diesen Dingen, und siehe! die antike Welt erstrahlt in hellstem Licht. Seine knappe Darstellung zeichnet sich durch hohe sprachliche Zucht und durch den wohltuenden Verzicht auf eigene Zutat aus: wo vom Besten die Rede ist, will Peterich, richtigerweise, nichts «Besseres» hinzufügen. — Eine wertvolle Neuausgabe, die Kenner sowohl als Liebhaber zu schätzen wissen.
AEH.

ÜBRIGENS: *Frohe Festtage!*

Peter Meyer: Europäische Kunstgeschichte

Band I: Vom Altertum bis zum Ausgang des Mittelalters. — 384 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und 183 Zeichnungen im Text. 420 Seiten. Ganzleinen Fr. 42.—
Band II: Von der Renaissance bis zur Gegenwart. — 395 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und 116 Zeichnungen im Text. 436 Seiten. Ganzleinen Fr. 44.—. *Schweizer Spiegel Verlag Zürich.*

Die Künstler, man weiss es, sind meist schlecht auf die Kunstkritiker zu sprechen. Wer selber nicht schöpferisch sei, habe auch kein Recht, über Schöpferisches — welches übrigens wissenschaftlichem Zugriff weitgehend sich entziehe — zu befinden und zu urteilen: so und ähnlich wird argumentiert. Nun wohl, der schöpferische Akt als solcher spielt sich tatsächlich jenseits des Erfassbaren ab — nicht Künstler noch Interpret können ihn «verstehen» —; aber abgesehen von diesem unenträtselbaren Geheimnis gibt es eben sein Produkt: das Werk, welches «da ist» und auf mancherlei Art (sie braucht keineswegs «rational» zu sein) gedeutet werden kann, mehr: gedeutet werden muss. Dies Muss ist die Legitimation des Geisteswissenschaftlers, der je und je Antwort auf die Frage «Was ist der Mensch?» zu geben sucht. Fragen zu stellen und implicite zu beantworten, ist wesentlich Sache der schöpferischen Individualität;

die Antworten aus dem Werk «herauszulesen» und expressis verbis mitzuteilen, Aufgabe des Interpreten, der übrigens — wichtig, es zu sagen — im Werk nicht bloss die einmalige, unwiederholbare Leistung einer Persönlichkeit, sondern zugleich und darüber hinaus den Ausdruck einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Raumes erblickt. Denn da der schöpferische Mensch, mit besonders sensiblen Organen ausgestattet, auf der Höhe seiner Zeit oder gar ihr voraus ist, gibt er am deutlichsten Zeugnis von menschlichen Entwicklungen, die in andern Schichten zwar ebenfalls, aber minder klar sich vollziehen. Diese Entwicklungen aus den Kunstwerken aufzuzeigen und übersichtlich darzustellen — so, dass auch der gebildete Laie den Ausführungen folgen kann —: dies ist die Absicht von *Peter Meyers* «*Europäischer Kunstgeschichte*», in der, naheliegenderweise, die schöpferische Individualität nicht so sehr für sich selbst, als vielmehr für ihre Zeit (und ihren Ort) steht.

Das Unternehmen des Zürcher Kunsthistorikers und Kritikers zeitgenössischer Architektur verdient höchstes Lob. Was beinah unmöglich scheint, ist hier Tatsache geworden: in zwei (nicht einmal sehr umfangreichen, aber tadellos ausgestatteten) Bänden werden die wesentlichen Erscheinungen auf dem Gebiet der bildenden Kunst — angefangen bei den alten Aegyptern, aufgehört bei den Surrealisten — festgehalten und, wofür wir dem Verfasser zu grossem Dank verpflichtet sind, in die religiösen, geschichtlichen und soziologischen Zusammenhänge hineingestellt. Der eigentlichen Kunstgeschichte, die, wie Peter Meyer bemerkt, in gewissem Sinne eine Stilkunde genannt werden könnte, gehen Ausführungen über «Grundbegriffe der Kunstbetrachtung» voraus. Diese einleitende Abhandlung ist von gedrängter Kürze, sachlich einwandfrei und dennoch gut verständlich; sie untersucht, unter anderen, Probleme, die wir oben angedeutet haben. Wertvolle Illustrationen und Zeichnungen begleiten den flüssig geschriebenen Text. Die scharfen Reproduktionen sind kleinformatig, worin wir keinen Mangel sehen, denn «die Bilder wollen lediglich Hinweise und Erinnerungsstützen sein». Und die ihnen zur Seite gestellten «Drei-Wort-Interpretationen» haben, wie der Verfasser ausdrücklich feststellt, nicht den Charakter der objektiven Wertung, sondern des Hinweises, der zu eigener Stellungnahme ruft.

Wir werden in unserer nächsten Nummer einige besondere Qualitäten dieses erstaunlichen Werks ins rechte Licht zu rücken versuchen. AEH.

Unsere Lehrkurse

sind auf die Bedürfnisse der kaufmännischen Praxis abgestimmt.
Unterricht in homogenen Klassen
durch akadem. gebildete Lehrkräfte

in **Buchführung**
Kaufmännisches Rechnen
Geschäftskorrespondenz
Rechtskunde
Stenographie
Maschinenschreiben
Fremdsprachen

Dr. Raeßers Höhere Handelsschule, Zürich

Lraniastrasse 10

Telephon 23 33 25

Louis Piérard: „Das tragische Schicksal des Vincent van Gogh“

Im Kunsthaus Zürich hängen die «Strohdachhütten in Chaponval». Wer dort vorbeigeht, wird noch lange staunen, und er wird sich fragen, wie es nur möglich ist, dass jeder Pinselstrich eines Bildes zum Himmel schreien kann.

Dann wird er vielleicht hingehen und ein Buch lesen, wie es hier die *Büchergilde Gutenberg* herausgegeben hat, um seinem Erlebnis auf den Grund zu kommen, und er wird sehen, dass ihm nicht nur das Bild, sondern auch das Leben van Goghs zum Erlebnis wird.

Wir halten es für wahrscheinlich, dass einen die Geschichte dieses Mannes packt, auch wenn sie hundsmiserabel erzählt wird. So steht es bei diesem Buche aber keineswegs. Wir hatten das Buch in Hast und in einem Zuge durchgelesen — doch, ja, man sollte das nicht tun —, und dann fühlten wir uns schuldig und lasen nochmals nach und sahen, dass wir gar nichts übersehen hatten, und endlich haben wir gesehen, dass man glauben könnte, es sei hier auch in Hast erzählt worden: eigenartig, wie dieser Eindruck sich auch in der deutschen Uebersetzung von Ch. F. Vaucher noch einstellt. Wieso das? — van Gogh!

Fünfzig ganzseitige Reproduktionen begleiten den Text; sie sind gut ausgewählt und tragen das ihre dazu bei, dass, wie schon in den Worten Louis Piérards, unser Verständnis und unsere Ehrfurcht geweckt werden. WAB.

Kafka in Brods Perspektive

Max Brod hat nach seinem letzten Besuch in Zürich und nach seinem für unsere Studentenschaft gehaltenen Vortrag in deren Gästebuch geschrieben: «Möge die Jugend die positiven Werte im Glauben Franz Kafkas erfassen und in ihnen einen Führer in schwerer Zeit finden.» — In seinem kurze Zeit danach im *Mondial-Verlag, Winterthur*, erschienenen Buch «*Franz Kafka, Glaube und Lehre (Kafka und Tolstoj)*» sucht nun Max Brod die positiven Werte Franz Kafkas seiner Leserschaft nahezubringen und seinen verstorbenen Freund vor falschen Deutungen in Schutz zu nehmen. Wir hören, der eigentliche Franz Kafka, der «positive», sei der der Aphorismen. Wir sind erstaunt, solches zu lesen und aus dem weiteren zu entnehmen, dass das unserer Ansicht nach Selbstquälerische, Zersetzende der Romane und Erzählungen, die Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit, die aus ihnen spricht, und die offenbare Unfähigkeit zu frischer, freier Tat um Gottes, der Verantwortung und der Grösse der Sache willen da seien. Der Franz Kafka der Aphorismen zeige, eine wie deutliche Vorstellung er von dem ewig reinen, geistigen Leben gehabt habe. — Unsere Meinung von Franz Kafka war und wird es auch nach diesem Werk Max Brods bleiben müssen, dass Kafka eine unsichere Persönlichkeit war, die nie sich, geschweige denn über sich selbst hinaus gefunden habe . . ., was die Bedeutung von Kafkas Werk nicht schmälern soll, sich aber gegen Brods Auffassung — selbst wenn er der Freund des Frühverstorbenen ist — richtet.

Sicher sind sich äusserste Gegensätze auch wieder äusserst nahe. Warum aber schreibt Kafka, wenn er das Bild des Reiches der Ewigkeit so gewiss in sich trägt, wenn er voll Hoffnung und Zuversicht und Gewissheit ist, Romane und Erzählungen nur von dem Leben *ohne* Hoffnung, Zuversicht und ausserhalb der Gewissheit . . .? G. Schm.

Ein neues Rilke-Buch

Es ist kaum einem Dichter der jüngsten Zeit ein derart weitverbreitetes Geliebtwerden nachzurühmen wie Rilke. Und diese Verehrung hat gewiss ihren guten Grund. Durch Rilke ist in der deutschen Sprache das Unmöglichste möglich, das Unsagbarste sagbar geworden. Zu bedauern sind nur ein oft oberflächlicher, snobistischer Rilke-Kult und ein öliges, aller innersten Existenznotwendigkeit entleertes Rilke-Epigonentum, welchem vor allem ein erschreckender Grossteil der jüngeren Dichter verfallen ist und noch immer verfällt. Im Hinblick darauf wünscht man manchmal geradezu, Rilkes Werk und alle Literatur darüber würden für fünfzig Jahre verboten. Der Wunsch ist wenig sinnvoll. Ich weiss. Die (rechtmässigen und unrechtmässigen) Rilke-Verehrer (und -innen) sind in der Ueberzahl. Es bleibt uns drum nichts anderes, als unsere Bedenken und Vorurteile beiseite zu schieben, wenn wir einem neuen Rilke-Buch möglichst gerecht werden wollen: «*Rilke in Paris*» von *Maurice Betz* (Verlag der Arche, Zürich).

Das Buch trägt grundsätzlich nichts neues zur Deutung des Menschen und Dichters Rilke bei. Das Kostbare daran sind die umfangreichen, bisher unbekanntenen Briefe und Gespräche, die Betz (als Uebersetzer mit Rilke von 1923 an in enger Verbundenheit) in einem geschlossenen Bild von Rilkes später Pariser Zeit überliefert. Willi Reich hat das Buch in ein tadelloses Deutsch übertragen, und der Verlag hat dem Band in Druck und Ausstattung eine mustergültige Sorgfalt angedeihen lassen. Ein Buch der Freundschaft zu Rilke, von einem toten Freund dem toten Dichter und allen lebenden Freunden von Rilkes grosser Kunst gewidmet. edst.

„Besuch bei Beethoven“

Nach der Darstellung von Leben und Werk, von Briefen und Gesprächen zeigt nun der *Atlantis-Verlag* (in seiner Musikbücherei), wie der Komponist Besuch empfing. Aus Beethovens Konversationsheften, aus Briefen und Berichten von Besuchern hat *Martin Hürlimann* den Band zusammengestellt.

Gewiss, nach den beiden Büchern, die voraufgegangen sind, erfahren wir keine weltbewegenden Dinge mehr, und es tut auch gar nicht mehr not. Dafür sehen wir, vergleichsweise, Kleinigkeiten, welche doch alledenen, die sich um ein Beethovenbild mühen, ungemein wertvoll sind. Der Herausgeber ist keiner übertriebenen Ordnungssucht verfallen, und die getroffene Gliederung scheint sich von selber zu ergeben. Trivialitäten und Längen sind vermieden, und gleichlautende Schilderungen sind zuweilen gerechtfertigt, weil man sich dies oder jenes einprägen soll. Noch zweierlei verdient ein besonderes Lob: einmal die sehr dienlichen Illustrationen, zum andern die ausgezeichnete drucktechnische Gestaltung.

Es scheint, als solle «Besuch bei Beethoven» die Publikationenreihe beschliessen, die der Atlantis-Verlag diesem Meister gewidmet hat. Wir erinnern uns aber an die Sätze über op. 111, welche Th. Mann in «Dr. Faustus» geschrieben, und wir würden es begrüssen, wenn einmal Beethovens Einfluss auf die europäische Musik (wohl aber auf den europäischen Geist überhaupt) zur Sprache kommen sollte. WAB.

Mozarts Briefe

Wer sie kennt, hat sie lieb wie Mozarts Musik; und wer sie nicht kennt, soll sie einmal lesen und seine unvergessliche Freude dran haben. Und allen sei zum tiefem Verständnis dieser Briefe das aufschlussreiche neue Buch empfohlen: «*W. A. Mozart, Briefstil eines Musikgenies*», von Irma Hoesli (*Artemis-Verlag Zürich*).

Hier wird in stilkritischem Untersuch des gesamten Briefmaterials gezeigt, wie überraschend sich die Konstanten in Mozarts Musik und Sprache gleichen. Der spiel- freudige und der dramatisch konzipierende Mozart ist in seinen Briefen wie in seiner Musik am Werk. Eine sinnenoffene, weltbejahende, Gemüt und Geist im Gleichmass verbindende klassische Haltung der Mitte, da wie dort. — Wesentliches über Mozarts Persönlichkeit und Weltverhalten wird — durch genaue Stilanalyse und in überzeugend geführtem Vergleich mit Beethoven — aus den Briefen des Musikers erschlossen.

Irma Hoeslis Vorgehen findet unsere aufrichtige Zustimmung, und ihre Art, stil- kritische Probleme darzustellen und zu lösen, unsere Anerkennung. Es ist eine Ar- beit von literar- und geisteswissenschaftlicher Sauberkeit, darüber hinaus aber auch ein geradezu spannend geschriebenes Buch, das allen Freunden von Mozarts Musik und Briefen unentbehrlich sein wird. Dem Verlag gebührt ein Lob für die feine Ausstattung (vier Mozart-Bildnisse und ein umfangreicher faksimilierter Mozart- Brief). edst.

*

Ebenfalls im *Artemis-Verlag*, Zürich, erschien (als Heinemann und Zsolnay-Aus- gabe) «eine bis in die jüngste Gegenwart nachgeführte, erweiterte Neuauflage» der «*Geschichte unserer Welt*», von H. G. Wells. Man denke sich: ein Romancier und Soziologe schreibt — auf 447 Seiten — über erfreuliche und weniger erfreuliche Geschehnisse von Adam und Eva bis 1941! Und zwar (wir wagen es trotz aller Vorbehalte zu sagen) nicht schlecht, gar nicht schlecht. Es soll im Januarheft von diesem erstaunlichen Werk, das hier nur angezeigt werden kann, ausführlicher die Rede sein. AEH.

<p>PAPETERIE</p>  <p>SÖHNE</p>	<p>Ringbücher Rechenschieber Reisszeuge Zeichenmaschinen Füllfederhalter</p>
<p>ZÜRICH 6 UNIVERSITÄTSTRASSE 13 Telephon (051) 28 42 44</p>	

Jenny-Lips: Vegetation der Schweizer Alpen

Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Das Buch lässt uns eindringen in die wissenschaftlichen Probleme und in die Schönheiten der Pflanzenwelt unserer Alpen. In der Darstellung geht der Verfasser den Gesetzmässigkeiten nach, die die örtliche Verschiedenheit und zeitliche Veränderung der Vegetation bedingen. Aus der Gegebenheit der Alpen werden die besonderen Klima- und Bodenverhältnisse in Zusammenhang mit der Pflanzendecke gebracht, ihrem Aufbau und ihren Wandlungen. Bei der Betrachtung der Pflanzengesellschaften werden wir mit den einzelnen Alpenpflanzen bekannt gemacht.

Das stärkste Augenmerk wurde auf die Beschreibung der Zusammensetzung und räumlichen Struktur der verbreitetsten Vegetationseinheiten gerichtet. Auf Grund der klaren Ueberlegungen wird es einem somit leicht gelingen, die häufigsten Pflanzengesellschaften in der Natur zu erkennen.

Mit diesem Buche schliesst der Verfasser eine Lücke im naturkundlichen Schrifttum unseres Landes, da es der ganzen Pflanzendecke der Alpen gewidmet ist. Auch möchte es dem nicht besonders geschulten Naturfreund Kenntnisse von den Pflanzen vermitteln.

Das Werk enthält reiches Bilder- und Skizzenmaterial. Im Anhang finden sich ein Literaturverzeichnis und Erläuterungen wichtiger Fachausdrücke. e-r.

H. H. Boesch: Wirtschaftslandschaften der Erde

Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Dieses Buch ist kein Lehrbuch im eigentlichen Sinne, da es einem weitem Leserkreis und dessen Ansprüchen dienen möchte. Es sind daher auch einzelne Kapitel von allgemeiner Bedeutung besonders hervorgehoben worden. Interessant ist die verschiedene Art und Weise der Betrachtung und die Aufzeigung der Probleme der einzelnen Wirtschaftslandschaften. Gleichzeitig werden wirtschaftsgeographische Arbeitsmethoden und Begriffe eingeführt.

Die besondere Berücksichtigung der USA als Wirtschaftsfaktor wird gerechtfertigt durch ihr gesteigertes Wirtschaftspotential im letzten Weltkrieg. Als Stichjahr des zur statistischen Verarbeitung gelangten Materials diente das Jahr 1937. Man kann verschiedener Auffassung sein über die Art dieses Vorgehens; mit Recht wird aber darauf hingewiesen, dass diese Zahlen einer stabilern Wirtschaftslage wertvoller sind, als die rasch sich verändernden Daten der Nachkriegszeit.

Der Band weist folgende Hauptkapitel auf: I. Grundlagen. II. Die Meerfischerei. III. Agrarlandschaften. IV. Industrielandschaften. V. Siedlungen. VI. Welthandelswege. Ein Literaturverzeichnis, ein Register nach Ländern geordnet, sowie zahlreiche Tabellen geben dem Buche die Bedeutung eines Nachschlagewerkes. e-r.

*Schluss des redaktionellen Teils.
Mitteilungen s. 177 ff.*



Läkerol

die weltberühmte Tablette
gegen Husten, Heiserkeit und Katarrh

Für Länger, Redner, Raucher u. Sportler

überall erhältlich



To all American Students
living in Switzerland!

Do you know that you can find original
A m e r i c a n g o o d s in Zurich
at WOLLEN-KELLER'S ?

Look and look again! Here is for in-
stance a handsome A r r o w - shirt,
fashioned - to - fit for the GOODLOOK

It's an Arrow!

from

- For Value
- For Price
- For perfect Fit

Wollen-Keller

Zürich 1

Strehlgasse 4 and Bahnhofstrasse 82

Das Pferd am Schwanz aufzäumen

EIN GESPRÄCH



- A. Eckermanns Gespräche lesen Sie da, wie ich sehe, im Artemis-Goethe. Merkwürdige Idee, mit dem letzten Band zuerst herauszukommen. Eine Zeitung hat gemeint, das hiesse das Pferd von hinten aufzäumen.
- B. Ich hab's gelesen. Aber eine andere schrieb, wenn ein König auftritt, so schickt er seinen Herold voraus: Goethe ist ein König. Und ist Eckermann nicht sein Herold?
- A. Stimmt. Aber der Verlag wird nüchterner gedacht haben. Der Buchhandel, das Publikum wollte schnell einen Probekapitel in den Händen haben. Da gab er den, den die Herausgeber am schnellsten liefern konnten. — Aber Sie haben recht. Der Zufall hat Sinn. Eckermann ist ein Herold, ein Wegbereiter. Man kann sich keinen besseren denken. Er hat den Alten noch erlebt, hat ihn verstanden, konnte über ihn schreiben. Von wem kann man das gleiche sagen?
- B. Wann meinen Sie, wird die Ausgabe als Ganzes vorliegen?
- A. Ich weiss, bis Weihnacht erscheinen noch vier Bände: Dichtung und Wahrheit, die Epen und der Divan, Wilhelm Meisters Lehrjahre und die Biographischen Einzelschriften. Bis Ostern weitere vier Bände. Am 28. August, dem zweihundertsten Geburtstag, wird die Hälfte der Ausgabe vorliegen.
- B. Im Grunde ein schnelles Tempo. Nur in der Schweiz möglich. Und doch, die Welt will heute Goethes Werke lesen können, wird das erst recht 1949 verlangen. Das ist die beste und vernünftigste Feier, in welcher man dem Dichter selbst begegnet. Dauerhafter als die Kränze vor den Denkmälern, nachhaltiger als die Reden und Festveranstaltungen.
- A. Ja, wenn die Käufer nur den Dichter auch wirklich lesen werden.
- B. Gut, dass die Bände in Abständen erscheinen, gut nicht nur des leichteren Bezahlens wegen. Hat man nur einen einzelnen Band, handlich und schön gebunden, leicht lesbar und schön gedruckt, den kann man abends bequem mit ins Bett nehmen, lesen, sich vertiefen. Aber nehmen Sie vierundzwanzig Bände mit ins Bett! Sie werden schlecht schlafen. Käme die Ausgabe mit allen Bänden auf einmal heraus, sie wanderte geschlossen in den Bücherschrank, Staatsbegräbnis für Klassiker.
- A. Mit ins Bett nehmen, sagten Sie vorhin. Klassiker sind kühl und im Bett will ich Wärme.
- B. Ich sage Ihnen, es wird Bände geben, bei denen es Ihnen sogar heiss ums Herz wird. Die Briefe, die Gespräche. Ich habe die Fahnen gesehen. Die Briefe des jungen Goethe sind hinreissend. Man glaubt, einen Roman zu lesen und merkt doch sehr bald, dass man viel Grösserem gegenüber steht als einem Roman, dem Leben selber, aber in seiner höchsten menschlichen Fülle. Und was den alten Goethe anbelangt, so wird's Ihnen gehen wie Eckermann: Sie werden an seinem Munde hängen.
- A. Ist das die erste Ausgabe, die Briefe in so grossem Umfange, ich hörte von 3000, den Werken zugesellt?
- B. Ja — und auch die erste, die den Reichtum der Gespräche mit den Werken ver-

bindet. Da wird das ganze Zeitalter lebendig. Sie ahnen nicht, wer alles im Haus am Frauenplan ein- und ausgeht und was da alles abgehandelt wird.

- A. Schade, eigentlich sollte man auch eine Biographie haben.
- B. Sie haben sie. Ebenso wie Sie eine Ikonographie haben, in den vierundzwanzig Bänden jeweils die charakteristischsten und berühmtesten Darstellungen der äusseren Erscheinung Goethes, sei es nach Stichen oder Bildern, Reliefs in Wachs oder Gips oder Bronze, oder nach Büsten. In gleicher Weise ergeben die Einführungen, jedem der 24 Bände beigelegt, in ihrer Gesamtheit die innere Erscheinung Goethes, die Biographie, gezeichnet an und in seinem Schaffen. Und das ist doch bei einem Künstler das Wesentlichste. Im Ganzen umfassen diese vierundzwanzig Einführungen gegen 2000 Druckseiten. Sie sehen, das ist eine sehr ausführliche Biographie.
- A. Von meinem Grossvater habe ich noch eine Ausgabe mit Anmerkungen. Freilich habe ich diese nie recht gelesen. Das Hin- und Wiederblättern ist so lästig. Es stört mir den Genuss.
- B. Anmerkungen sind sehr gut für den Studenten, für den Gelehrten. Dem geniessenden Leser sind sie Ballast. Sie wirken leicht pedantisch, schulmeisterhaft und fast immer sind sie unkünstlerisch. Die Artemisausgabe hat statt ihrer die Einführungen. Denn natürlich: zwischen uns und Goethe liegen 150 Jahre. Seine Welt ist nicht mehr die unsere. Der Leser bedarf der Hilfe. Diese soll ihm die Einführung bieten. Ihr Verfasser muss über alles philologische und historische Wissen verfügen, aber er muss es in einer geschmeidigen, lesbaren Form bieten, so dass der Leser nicht merkt, dass er belehrt wird. Diese Einführungen sollen so fesselnd geschrieben sein, dass, wenn der Goethesche Text zu schwer wird, hier die Führung findet, doch nicht abzulassen, bis ihm die Dichtung in ihrer ganzen Schönheit und Tiefe zu eigen geworden ist. Es mag nicht leicht sein, in solcher Weise über Goethe zu schreiben, trotzdem: hier liegt die eigentliche Aufgabe des Forschers von heute. Dabei muss man zugeben, es werden sich bei der Goetheausgabe fremde Worte, Begriffe, Namen finden, die kaum in jener Einführung erklärt werden können, die von dem Werden, dem Gehalt, der Form der Dichtungen zu reden hat. In solchen Fällen helfen, die Register. Auf sie wird die grösste Sorgfalt verwandt. Wie es für Bücher einen «catalogue raisonné» gibt, so soll hier jeweils ein «registre raisonné» geschaffen werden. Es ersetzt Anmerkungen, soweit solche noch notwendig. Gerade in dem Band, den Sie in der Hand haben, im Eckermann, finden Sie eine Probe davon.
- A. Ich glaube, der Verlag tut, was er kann, sein Unternehmen, das für die Schweiz, und nicht nur für diese, viel bedeutet, zum Erfolg zu führen. Hoffentlich tut auch das Publikum das Seine.
- B. Sie meinen, dass es die Bücher erwirbt?
- A. Mehr dass es sie wirklich liest. Mit dem äusseren Besitz einer Goethe-Ausgabe ist nichts, mit dem inneren Besitz Unendliches gewonnen. Wer diese Werke nur aus dem leeren Wunsch heraus anschafft, dass der Klassiker im Salon nicht fehle, dann aber wirklich über die Lektüre gerät und, gebannt, nicht ruht, bis Goethes Welt die seine geworden, der kann wie der Sohn Kis' im Ersten Buch Samuelis sagen, dass er ausging, eine Eselin zu suchen und ein Königreich gefunden hat.
- A. Da sind Sie ja wieder bei Ihrem ersten Wort, dass Goethe ein König sei.
- B. In seinem Bereiche — allerdings.

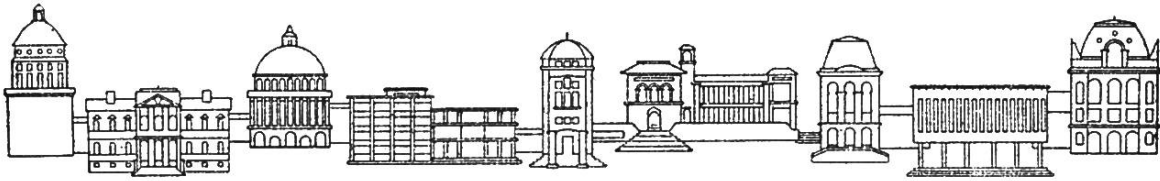
Sicherheit

Wer Ihnen die Speise reicht, der muß Sicherheit bieten für zuträgliche, frische Qualität. Wir haben kein Monopol für gute Ware, aber wir bieten am meisten Gewähr für frische, hygienisch einwandfreie Ware.

Unsere Garantien:

1. *Der große Umsatz* gewährleistet Ihnen frische Ware. Sie kommt herein, sie geht hinaus!
2. *Das kleine Assortiment* — nicht 15 bis 20 Artikel von jeder Warenkategorie — verhindert, daß Ware liegen bleibt.
3. *Der Datumstempel* auf den meisten Paketen gestattet Ihnen die Kontrolle über das Alter der Ware.
4. *Die hygienischen Ladeneinrichtungen* helfen mit, den Staub, die Feuchtigkeit und den Ladengeruch zu bekämpfen.
5. *Die Durchschiebegerüste*, bei denen das Paket von hinten eingeschoben und vorne zum Verkauf weggenommen wird, sichern, automatisch die Frische der Ware.
6. *Moderne, große Kühlschränke* schützen verderbliche Ware und erhalten deren Qualität.
7. Aber auch die eingehende *Prüfung der Waren* durch unser gut eingerichtetes chemisches Laboratorium gewährleistet dem Konsumenten Schutz und echten Genuß.

MIGROS
Genossenschaft



Generalversammlung des VSS

Eingeladen durch die beiden Zürcher Sektionen, tagte vom 19.—21. November in der ETH die ordentliche Generalversammlung unseres Dachverbandes, an die jede Schweizer Universität, sowie die italienischen und rätoromanischen Studentenschaften ihre Delegationen senden. An der Eröffnungssitzung, die eine vorzügliche Einführung in die Geschäfte bildete, sprachen die Herren Prof. Rohn, Präsident des Eidgenössischen Schulrates, und Prof. Zollinger über das schweizerische Stipendien- und Darlehenswesen.

Am Samstag arbeiteten die Kommissionen für Finanzen, Arbeitskolonien, Inneres und Aeusseres, an Hand der Jahresberichte einzeln ihre Resolutionen aus, die der Plenarversammlung am Sonntag unterbreitet wurden. Nach dem Bankett, das die Behörden der Stadt und des Kantons Zürich in grosszügiger Weise stifteten, stimmte sie u. a. folgenden Anträgen zu:

1. Der Grund, warum der VSS der Internationalen Studentenunion nicht beiträt, ist niemals in seiner Abhängigkeit von irgendwelchen Richtlinien der schweizerischen Regierung zu sehen. Hauptargument dafür bleibt die Tatsache, dass studentische Probleme in der IUS nahezu ausschliesslich von politischen und überdies einseitigen Gesichtspunkten aus behandelt werden.

2. Das Amt für Studentenhilfe wird beauftragt, die Fragen der Stipendien- und Darlehensgewährung unverzüglich zu studieren und eine gesamtschweizerische Lösung anzustreben, damit kein begabter Schweizerbürger wegen wirtschaftlicher oder finanzieller Schwierigkeiten vom Studium ausgeschlossen wird.

3. Das Amt für Arbeitskolonien wird den Bergheuerdienst weiterhin ausbauen und den internationalen Studentenaustausch in Kolonien und Landdienst organisieren.

4. Die Dissertationszentrale wird zur Neuorganisation nach Freiburg verlegt.

Die vorausgehenden Diskussionen mahnten zu vermehrter grosszügiger und lebendiger

Zusammenarbeit auf Grund der Ziele, die die einzelnen Sektionen zum Ausdruck brachten. Für diese Aufgabe wird sich mit allen Kräften — und wünschen wir: mit viel Erfolg — der neue Vorstand einsetzen, der wie folgt bestellt wurde: Alfred Stutz, bauing., ETH, Präsident; Eduard Stauffer, el. ing., ETH, und Pierre Galetti, Lausanne, Vizepräsidenten; Charlotte Kissling, iur., Uni Zürich, Aktuarin; Werner Siegfried, oec., Uni Zürich, Quästor; Attilio Celio, med., Zürich, Beisitzer.

Pressedienst des VSS.

STUDENTENSCHAFT DER UNI

Der allwöchentliche Tanzabend im Klubhaus

Unser Donnerstag-Tanzabend verspricht, sich immer mehr zum gesellschaftlichen Zentrum der Studierenden aller Fakultäten und Nationalitäten zu entwickeln. Der Hauptreiz der Veranstaltung liegt in der zwanglosen Atmosphäre, in der getanzt und geplaudert wird. Auch sehr fleissige Kommilitonen, denen das kulturell stark befrachtete Wintersemester kaum einen freien Abend übrig lässt, benutzen gerne diese Entspannung.

Die Einführung des Donnerstag-Tanzabends scheint einem wirklichen Bedürfnis zu entsprechen. Unser herzlicher Dank gebührt der Direktion des Klubhauses, die der Studentenschaft ihren mittleren Saal im ersten Stock sowie ein Pic-up kostenlos zur Verfügung stellt und den Teilnehmern keine obligatorische Konsumation auferlegt.
C.

Zur Testatfrage

Ist es nötig, dass nach der letzten Semesterstunde einer Vorlesung der Dozent vom (auffallend grossen) Auditorium bestürmt und belagert wird, kaum hat er das letzte Wort gesprochen? Ist es weiter nötig, dass der Professor dann in der Weise von Clark Gable und Bartali seine Autogramme austeilt an eine Gesellschaft von Damen und Herren, die nur zum kleinsten Teil auf solche Autogramme erpicht ist? Hat der im Testatheft verwendete schöne Ausdruck «persönliche An- und Abmeldung beim Dozenten» wirklich noch seine volle Bedeutung, oder ist er zur Farce geworden, wenigstens was die «Abmeldung» betrifft? Eine neugeschaffene Testatkommission wird versuchen, auf diese und weitere Fragen die richtige Antwort zu geben. C.

Eine dritte Telephonkabine in der Uni

Vor allem während der Pausen sind die beiden Telephonkabinen im Universitätsgebäude dermassen überbeansprucht, dass die Erstellung einer dritten Sprechgelegenheit ausserordentlich wünschbar wäre. Nachdem der GStR eine diesbezügliche Anregung nachhaltig unterstützt hat, wird der Kleine Studentenrat mit den Behörden in Verhandlungen treten.

Uniball 1949

Um den Uniball 1949 in der Götter Gunst zu wissen, haben dessen Organisatoren in allen entscheidenden Fragen das Orakel von Delphi angerufen. Die delphischen Priester haben die von Pythia gestammelten Orakelworte gedeutet und sich über die darin enthaltenen Prophezeiungen wie folgt vernehmen lassen: *Uniball 1949. Am letzten Samstag im Januar des neuen Jahres, in den zum Hades verwandelten Hallen der Universitas Turicensis.*

Wer gediegene Feste liebt, gewinnt am 29. Januar 1949 an der Seite einer reizenden Helena und unter Käptn Charons kundiger Führung die wunderlichen Gestade des Hades.
H. F.

DAS SCHWARZE BRETT

ETH-Tag 1948

Ich habe mich gefreut und freue mich noch immer über den ETH-Tag 1948. Und das ist beileibe keine Selbstverständlichkeit. Etwa an der Feier im Auditorium maximum erschien ich mit einer tüchtigen reservatio mentalis. Weil ich den Geisteswissenschaften mich recht sehr verschrieben und für Technisch-allzu-Technisches nicht eben viel und für offizielle Feiern fast gar nichts übrig habe. Was gehen unsereinen schon die «Morphologischen Probleme in der Agrikulturchemie» an? Nichts, möchte man meinen. Sehr viel, stellte ich nach der Ansprache von Herrn Prof. Dr. H. Pallmann fest. Denn des Rektors Rede war gleichermassen wissenschaftlich einwandfrei, gut verständlich und amüsant. Und so anregend, dass ich mit Herrn Prof. Pallmann einmal über das Problem der Dispersität in den Natur- und Geisteswissenschaften diskutieren möchte. Da scheinen ja ganz erregende Parallelen zu bestehen! — Und dann das Bankett im Zunfthaus zur «Saffran». Dass man an der ETH — wie aus der Tischrede von Herrn Prof. Dr. A. Frey-Wissling hervorging — so sehr und so energisch für die geisteswissenschaftlichen Belange sich einsetzt, hätte ich nicht erwartet. Und dass die Professoren samt vielen Studenten des Poly ihr Herz auch jenen Dingen öffnen, die nicht mit eigentlichen Fachfragen zusammenhängen: dies zu erfahren, war Trost und Mahnung zugleich. Wir Uni-Leute werden uns bessern und unsere Meinung über den grossen Nachbar einigermaßen revidieren müssen.

August E. Hohler.

Programm der Filmstelle des VSETH:

Donnerstag, den 16. Dezember: «Wie das Flugzeug fliegt.» Ein sehr interessanter Film über den Auftrieb, Luftwiderstand, Modellversuche usw.

Donnerstag und Freitag, den 13. und 14. Januar: «M» Eine Stadt sucht einen Mörder. Eintritt Fr. —.50.

Weiter sind noch folgende Filme vorgesehen: «Die Geburt des Kinos». Ein Film, der uns zeigt, wie sich die Technik der Aufnahme von Bewegungen bis zum heutigen Stand entwickelt hat. — «Panzerkreuzer Potemkin.» Einer der besten Stummfilme, die je gedreht wurden.

NUR FÜR STUDENTEN	Haarschneiden . . . Fr. 1.50
	Ausputzen Fr. 1.—
	Rasieren Fr. 0.60
	Höhensonne Fr. 0.70

**SALON DAVIS / UNIVERSITÄTSTR. / BÖLLESTR. 5
NEBEN MIGROS**

Mitteilungen der Auslandskommission

Wir erteilen an unsere schweizerischen und ausländischen Kommilitonen Auskunft allgemeiner Art über Studien- und Austauschmöglichkeiten und beraten Sie auch in Fragen «visatechnischer» Natur. Sprechstunden: Je Montag und Freitag, 11.00—12.00 Uhr. Detaillierte Angaben über die speziellen Verhältnisse an den in- und ausländischen Universitäten erteilt die Schweiz. Zentralstelle für Hochschulwesen (P. D. Dr. Boesch, Scheuchzerstrasse 27, täglich 10.00—12.00 Uhr). B.

Landdienstaktion

In den Semesterferien ist die Aktion «*Vierte Woche für deutsche Landdienststudenten*» weitergegangen und hat sich noch ein paar Wochen ins Wintersemester hinein erstreckt. Die Landdienstler rückten jeweilen am Montag ein, wurden am Dienstag offiziell begrüsst und hatten dann Gelegenheit, je einen Diskussions- und einen Tanzabend mitzumachen. Am Samstag fuhren unsere Gäste heim oder — und dies war meist der Fall — begannen eine Reise durch die Schweiz per Autostop. Insgesamt wurden seit dem Juli etwa 700 einwöchige Freiplätze vermittelt. *Heinrich Hasler*, stud. phil. I, der unter grossen Zeitopfern im Namen der Studentenschaften beider Zürcher Hochschulen diese Aktion betraut hat, verdient unseren herzlichen Dank.

An die Schweizer unter den Kommilitonen

Viele unserer ausländischen Kommilitonen machen die Erfahrung, dass sie Studenten aus aller Herren Länder kennen lernen, aber fast keine Schweizer. Es ist ganz natürlich, dass sie leichter mit jenen zusammentreffen, die hier auch fremd sind, als mit uns, die wir Freunde und Familie in der Nähe haben und darum weniger neue Bekanntschaften suchen. Wir bedauern diesen Zustand aufrichtig. Da die ausländischen Studenten in unserem Lande zu Gast sind, liegt es an uns, diesen zu ändern. Richten Sie deshalb ab und zu einmal das Wort an einen Ausländer. Ueberwinden Sie die schweizerischen, ganz unbegründeten Hemmungen, und Sie werden erstaunt sein, wie freundlich, ja dankbar man Ihnen antwortet. Wer selber im Ausland studiert hat, weiss, dass man einem ausländischen Kommilitonen keinen grösseren Gefallen erweisen kann, als wenn man ihn nach Hause einlädt. Nehmen Sie darum einmal, wenn Sie in Zürich wohnen, einen fremden Studenten zum Abendessen mit, oder laden Sie ihn ein, das Wochenende mit Ihnen bei Ihren Eltern zu verbringen. Wir haben schon mehrmals das Weihnachtsfest mit einem ausländischen Studenten gefeiert und es noch nie bedauert. — Gehen Sie an unsern fremden Kommilitonen nicht vorbei. Sprechen Sie mit ihnen und kümmern Sie sich etwas um sie. Es kann für Sie und für unser Land von Wert und Bedeutung sein. C. S.

Im Wintersemester 1923/24

hat Frau *Keller-Lott* ihren Posten im Parterre der Uni, zwischen dem langen Tisch und den vielen Kleiderständen angetreten. Fünfundzwanzig Jahre lang hat sie nicht nur Mäntel und Hüte entgegengenommen und ausgegeben, sondern darüber hinaus — wann immer sie darum gebeten wurde — ihren «Kunden» aus kleinen und grossen Nöten geholfen. Ein Vierteljahrhundert der Pflichterfüllung und der Liebenswürdigkeit zugleich! Frau *Keller* hat diesen Herbst ihr 51. Garderobe-Semester begonnen. Es soll nicht ohne den aufrichtigen Dank und die herzliche Gratulation ihrer Studentinnen und Studenten geschehen sein. H.

Akademischer Sportverband Zürich

Das blaue Programm des ASVZ gibt über sämtliche Turn- und Sportlektionen an beiden Hochschulen ausführlich Auskunft. Dieses Programm ist bei den Rektorskanzleien, im Studentenheim, im Büro und in den Sprechstunden des ASVZ erhältlich. Skilager. In den Weihnachtsferien werden folgende Skilager organisiert:

Vom 26. Dezember bis 2. Januar: Skilager in den Fideriser Heubergen; Skilager I in Scanfs.

Vom 2.—9. Januar: Skilager II in den Fideriser Heubergen; Skilager II in Scanfs. Kosten Fr. 90.—. Beachten Sie die Ausschreibungen und Anschläge.

Skitouren. Im Januar Beginn der Sonntagsskitouren.

Wettkämpfe:

Dezember bis Februar: Jeden Donnerstag II. Hallenhandballmeisterschaft zwischen den Fakultäten und Abteilungen im Hallenstadion Oerlikon. Beginn 19.00 Uhr (Eintritt gratis).

Die Daten der Korbball- und Basketball-Meisterschaften sind aus dem Wochenprogramm ersichtlich.

4.—6. Februar 1949: Zürcherische und schweizerische Hochschulmeisterschaften im Skifahren in Flims.

Auskünfte:

Auskünfte sind erhältlich auf dem Sekretariat des ASVZ, Clausiusstrasse 4 (4. Stock), von 08.00—12.00 Uhr und 14.00—17.00 Uhr (Tel. 32 73 30/670) und in den Sprechstunden, täglich von 11.00—12.00 Uhr im Zimmer 47 a, Hauptgebäude der ETH.

„Unglücksfälle und Verbrechen“

Die Akademische Theatergruppe hätte zu Anfang Dezember das «Spyl vom rychen Mann und armen Lazaro» zur Aufführung bringen sollen. Der Plan ist ins Wasser gefallen; die Ursachen sind im Mangel an Interesse und Begeisterung der Zürcher Studenten zu suchen. Es muss ausdrücklich festgestellt werden, dass weder den Regisseur Max Terpis, noch den Musiker Ernst Widmer irgendwelche Schuld an diesem Versagen trifft. WAB.

Vermisst werden seit Polyballmorning, 05.00 Uhr, zwei Goldtüll-Portieren. Gesucht: der illegitime Liebhaber.



Coiffeur Gut

Herren - Damen - Parfumerie
Niederdorfstrasse 74, Zürich 1
(neben Rest. Johanniter) Tel. 32 49 92

Spezialität: Haarschneiden
Service: Erstklassig

Vergünstigungen

für die Studierenden beider Zürcher Hochschulen
gegen Vorweisung der Legitimationskarte (gültig ab WS 1940/41)

Bücher und Zeitungen:

Alle dem Buchhändlerverein angeschlossenen Buchhandlungen (nur schweizerische, österreichische und deutsche Bücher) 10 %
«Die Tat»: Wir verweisen auf das Inserat in dieser Nummer.

Wissenschaftliche Gesellschaften:

Freien Zutritt zu ihren Veranstaltungen gewähren:

Antiquarische Gesellschaft Zürich (Mitgliederbeitrag Fr. 5.—).
Chemische Gesellschaft Zürich (Mitgliederbeitrag Fr. 2.—).
Geographisch-Ethnographische Gesellschaft.
Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur.
Naturforschende Gesellschaft Zürich.
Neue Helvetische Gesellschaft (bzw. 50 % Ermässigung).
Technische Gesellschaft Zürich.
Zürcherische Botanische Gesellschaft (Mitgliederbeitrag Fr. 3.—).
Zürcher Volkswirtschaftliche Gesellschaft (Mitgliederbeitrag Fr. 2.—).
Allgemeine Musikgesellschaft Zürich (20 % auf Bezug des Neujahrsblattes).
Museumsgesellschaft Zürich (Lesesaalgebühr Fr. 6.— vierteljährlich).
Philosophische Gesellschaft Zürich (Eintritt Fr. —.50).
Zürcher Gesellschaft für Literatur (50 % Ermässigung).

Ausstellungen, Sammlungen:

Kunstgewerbemuseum 50 %
Kunsthau (Fr. 1.—, ausgenommen Sonderausstellungen).
Landesmuseum (für Studienzwecke Freikarten) 50 %
Zoologischer Garten (Fr. —.80).

Theater, Konzerte:

Stadttheater und Schauspielhaus gewähren starke Ermässigungen an der Abendkasse.
Die Verhandlungen sind immer noch im Gange.
Bernhard-Theater (Abendkasse) 50 %

Ermässigung an der Abendkasse gewähren:

Konzertagentur Dr. J. Wyss.
Konzertdirektion M. Kantorowitz.
Konzertgesellschaft AG.
Tonhalle-Gesellschaft.
Klubhaus (Konzerte: nächstbesserer Platz).

Kinos:

In allen Kinos nächstbesserer Platz ab Fr. 1.65, kleinere Kinos schon ab Fr. 1.10 (ausgenommen Samstag und Sonntag). Cinébrief Fr. —.50 und 1.—.

Sport:

Sportanlage Waidberg, Waidstrasse 151 Fr. —.80 anstatt Fr. 1.40
ab 18 Uhr Fr. —.50 anstatt Fr. —.80

Ermässigung auf Abonnements.

Sauna Löweneck, Löwenstrasse

Fr. 2.45 anstatt Fr. 2.90

Skilift Stoos—Frohnapstock

Fr. —.80 anstatt Fr. 1.—

Ein Separatdruck der ausführlicheren Vergünstigungsliste ist in Vorbereitung.

Mitteilungen der Redaktion

Die November-Nummer konnte den Studenten der ETH leider nicht per Post zugestellt werden, weil die Adressliste zur Zeit des Versandes noch nicht vorlag. Wir bitten die Interessenten, Nummer 5 des «Zürcher Student» auf der Kanzlei der ETH abzuholen.

Aus gewissen Gründen sehen wir uns veranlasst, den Nachrichtenteil nicht zu redigieren. Für allfällige Stilblüten und Ungereimtheiten sind die jeweiligen Berichterstatter verantwortlich.

Redaktionsschluss für die Januar-Nummer:

Artikel: 27. Dezember; Mitteilungen: 31. Dezember.

Redaktion Uni: August E. Hohler

Eduard Stäuble

Redaktion Poly: Fritz Berger

Zuschriften sind zu richten an die *Redaktion des «Zürcher Student»*, *Künstlergasse 15, Zürich 1*, und nicht an die einzelnen Redaktoren. (Tel. 32 92 87, Studentenschaft der Uni Zürich.)

Zusendungen ohne *Rückporto* werden nicht beantwortet.

Nachdruck von Artikeln nur mit *Quellenangabe* gestattet.

Preis der Einzelnummer Fr. —.70, Jahresabonnement Fr. 5.—.

Verlag: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG, Wolfbachstrasse 19, Zürich. Tel. 32 35 27.



Laterne

Spiegelgasse 12

Menüs à Fr. 2.50
(Schale Braun inbegriffen)

sowie grosse Auswahl in
A-la-carte-Essen

Spezialität: Coupes Maison

Inhaber: Gebr. Hauff, Tel. 24 79 01



Waffen - Glaser

Zürich Löwenstrasse 42

Gr. Spezialgeschäft Tel. 23 58 25

RECHENSCHIEBER KERN-REISSZEUGE

aus der **Papeterie
Fischer**

Fordstrasse 23,
Zürich 7

Radio vermietet

verschiedenste Fabrikate



Rennweg 30 Zürich 1

Telephon 27 55 72

**Porträtaufnahmen
Technische Aufnahmen
Amateurarbeiten
Photoapparate u. Zubehör
Photokopien**

DAS PHOTO-SPEZIALGESCHÄFT

ED. B. SCHUCHT, Dipl. Phot.
Zürich Kasernenstrasse 13 Tel. 23 34 50

Bei Kauf oder Reparaturen von

Uhren, Bijouterien

wendet man sich am besten an das

Uhren- und Bijouteriegeschäft

RENTSCH & CO.

Weinbergstrasse 1, beim Central

Studenten 10 bis 15% Rabatt

Buchbinderei

Emil Stamm, Zürich 6

Clausiusstrasse 4, Tel. 28.34.49

**empfiehlt sich
für sämtliche Buchbinderarbeiten**